S
1180
Stadtbibliothek
Augsburg

Feyerstunden
während des Krieges.

Versuche
über
die religiöse Ansicht
der
Zeitbegebenheiten.

Den
Freunden und Lehrern der Religion
gewidmet
von
August Hermann Niemeyer.

Erste Sammlung.
Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle und Berlin,
in den Buchhandlungen des Hall. Waisenhauses.
1809.

Die ersten dieser Versuche sind in den verhängnißvollen Zeiten, welche dem October des Jahres 1806 folgten, niedergeschrieben. Sie würden früher geendigt und erschienen seyn, wenn nicht im folgenden Jahre der Verfasser durch die verschiedensten Wechsel des Lebens gegangen wäre, und bald hierhin bald dorthin geworfen, nur selten zu dieser Arbeit hätte zurückkommen können.

Jetzt, nachdem wenigstens für die Gegenden, in welchen er lebt, nach den Stürmen eine Ruhe, wie sie freylich nicht erwartet war, eingetreten ist, übergiebt er sie den Freunden und Lehrern der Religion. Mögen sie prüfen, wiefern sie seine Ansichten der Zeitbegebenheiten zu den ihrigen machen, und sie, sey es zu ihrer eignen Beruhigung, oder für den Unterricht andrer benutzen können.

Sie werden übrigens gegeben, wie sie entstanden sind, und wie äußere Veranlassungen die Betrachtung leiteten, ohne einen strengen Plan, und ohne Ansprüche auf Erschöpfung der Gegenstände. Sie sind recht eigentlich Erzeugnisse der Zeit, auf heimischen und fremden Boden erwachsen. Die Aehnlichkeit der Veranlassungen und Empfindungen wird die Wiederholung mancher Ideen entschuldigen.

Wenn sie hie und da verkehrte und schädliche Vorstellungen berichtigen, oder ein still empfundnes Bedürfniß des Trostes befriedigen, so ist mein Wunsch und ihre Bestimmung erreicht.

Halle, den 1. Jun. 1808.

Freundliche Stimmen aus der Nähe und der Ferne haben mir gesagt, daß der vorstehende Wunsch nicht unerfüllt geblieben sey. Dieß, und das schon eingetretene Bedürfniß eines neuen Abdrucks, ist um so aufmunternder in Zeiten, wo jede Aufmunterung doppelt wohlthut.

In meinen Ueberzeugungen hat sich nichts geändert; auch in der einzigen Stelle nicht, die in mehreren Beurtheilungen gerügt ist. Doch hoffe ich ihr mehr Bestimmtheit und durch die hinzugekommene Anmerkung mehr Licht gegeben zu haben.

Eine genaue Durchsicht, Berichtigung mancher Ausdrücke, und strengere Correctur, werden den Namen einer verbesserten Ausgabe rechtfertigen.

Vermehrt ist die Ausgabe nur durch ein Paar hinzugekommene kürzere Zugaben. An Stoff zu mehreren fehlte es nicht. Die Zeit ist fortdauernd geeignet, zum ernsten Nachdenken zu wecken, und was etwa jeder

an sich heilsam und beruhigend findet, auch andern mitzutheilen. Es schien aber billiger gegen die Besitzer des ersten Abdrucks, denen vielleicht auch fernere Mittheilungen willkommen seyn möchten, das übrige für eine zweyte Sammlung aufzusparen, welche dieser in einiger Zeit folgen wird.

Halle, den 1. Sept. 1809.

Inhalt.

Zuschrift an Hermodion. Im Januar 1807. S. 1
I. Apologie des Philosophirens über die Zeitbegebenheiten. 19
II. Die religiöse Ansicht der Zeit. 33
III. Der Wahnglaube an die Vorsehung. 45
IV. Der rechte Glaube an die Vorsehung. 65
V. Die religiöse Ansicht der Zukunft. 80
VI. Die religiöse Trauer in Zeiten des Unglücks. 103
VII. Die Irreligion des knechtischen Geistes. 123
VIII. Die religiöse Ansicht des Todes. 152
IX. Tröstender Blick auf die Menschheit in Zeiten allgemeines Unglücks. 177

X. Tröstende Blicke in die Natur in Zeiten des Unglücks. 219

XI. Die Unabhängigkeit des Geistes von den Wechseln des äußeren Lebens. Eine Predigt, gehalten, auf der Deportationsreise des Verf. in der dänischen Capelle zu Paris am 30. Aug. 1807. 236

XII. Zweifel und Vertrauen. Fragment eines Gesprächs. 258

XIII. Das Lied des Trostes. 266

Anmerkungen und Beylagen. 269

Zu=

Zuschrift
an
Hermodion.

Im Januar 1807.

Endlich, Hermodion, ist es möglich geworden, Ihnen zu antworten. Mein langes Schweigen kann Sie nicht befremdet haben. Sie kannten die Hemmung alles Briefwechsels so gut wie ich, und es ist ein glücklicher Zufall, daß mir die theuren Blätter Ihrer Hand — köstliche Gaben in den Zeiten des Mangels — doch überall zugekommen sind.

Lassen Sie es sich nicht zu leid seyn, daß uns selbst jede geistige Berührung so lange versagt war. Was hätte ich Ihnen wohl in den ersten Zeiten der Verwirrung schreiben sollen, wo nur für das Bedürfniß des Augenblicks zu arbeiten, nur von Amt und Beruf so viel zu besorgen war, als die Umstände noch möglich machten? Daß wir lebten, daß wir, wenn das Allgemeine über dem Persönlichen hätte vergessen werden können, unendlich verschonter waren, als viele Tausende in

der Nähe und Ferne, daß wir den unschätzbaren Vortheil hatten, in uns selbst glücklich zu seyn, und jedes Glied des Familienkreises keiner andern Stützen als der nächststehenden bedurfte — das alles wissen Sie durch unsern Freund P., den ein wunderbares Schicksal glücklich bis hin zu Ihnen gerettet hat. Unsre Lage hat sich, seit er uns verließ, wenig geändert. Ich hätte fast nur wiederholen können, was er Ihnen berichtet haben wird. Wir fürchten und wir hoffen in stetem Wechsel. Traurig beginnt oft ein Tag, und am Abend heitert er sich auf. Einem heitern Morgen folgt eben so oft ein trüber Abend, und die Nacht ist willkommen, weil sie die beunruhigte Seele in ein seliges Vergessen einwiegt.

Wie ich mir — fragen Sie — die Tage, wo ich feyern mußte, von einem lange gewohnten und geliebtem Geschäft verkürze? O Hermodion! Zuweilen hätte ich sie wohl verlängern mögen. Waren wir denn nicht immer darüber einig, daß selbst mancher, der

sonst wohl einen Begriff von dem inneren Leben des Geistes hat, doch Gefahr läuft, sich selbst zu verlieren, wenn er ohne Ruh und Rast seine äußeren Tagsgeschäfte treibt, und beynah unter der schweren Last des Berufs erliegt, und daß er sich eben darum gewisse Feyerstunden — otia — recht im Sinne der Weisen des Alterthums vorbehalten sollte? Haben wir nicht Männer, die wir ehren mußten in ihrem rastlosen Wirken, die wir selbst bewunderten in ihrer eisernen Beharrlichkeit bey wenig lohnendem Pflichtgeschäft, dennoch zugleich beklagt, wenn wir sahen, wie ungenossen für ihr besseres Selbst ihr Leben zum Ziel eilte, ohne daß es ihnen je klar geworden war, welchen Werth dem Leben ein reiner, vom Aeußeren unabhängiger Selbstgenuß gewähren könne? Wer diesen kennt, wie oft hat er nur darüber zu klagen, daß er die Stunden dafür mühsam zusammensparen muß. Und so kann es denn, wenn unerwartet eine Befreyung von dem eintritt, was die äußeren Verhält-

nisse fordern, wahrer Gewinn für einen Geist seyn, den die Sehnsucht ergriffen hat, sich einmal in einer selbstgewählten Sphäre freyer zu bewegen. Er wird sogar dankbar ausrufen: Deus nobis haec otia fecit!

Freylich kommt es darauf an, wer der Gott ist, der ihm die Feyerstunden bereitete. Freudig nimmt man sie aus der Hand einer väterlich milden Regierung, welche die Kräfte ihrer Arbeiter zu stärken glaubt, indem sie ihnen Abspannung vergönnt. So nahm sie Ihr Freund, als ihm vergönnt war, einige Monate aus dem gewohnten Kreise heraus zu scheiden, an den Ufern des Rheins und auf batavischem Boden neue Ideen zu sammeln, und dem Geiste wie dem Herzen wohlthuende Verbindungen zu knüpfen *). — Aber trauernd feyert man von dem geliebten Beruf, wenn eine unerbittliche Gewalt das Triebwerk hemmt, und einem regen Leben in uns und umher plötzlich

*) Auf einer Reise im August und Septbr. 1806.

still zu stehen geboten wird *). Auch diese Erfahrung haben wir gemacht, und es ist überflüßig Ihnen zu sagen, wie schmerzlich wir sie empfunden haben.

In dem einen wie in dem andern Fall befanden sich schon vormals so manche der Edleren Griechenlands und Roms, deren Name uns heilig ist und deren Sinn uns gerade in den Werken ihrer Mußestunden so kräftig anspricht. Auch in den blühendsten Zeiten der Republik, feyerten sie zuweilen gern von dem ermüdenden Gewühl der Geschäfte, und zogen sich aus dem Geräusch des Areopagus oder des Forums in die Einsamkeit zurück, um da sich selbst und jenen höheren Studien zu leben, die in der Stille gepflegt seyn wollen. Aber auch in jener schlimmeren Periode, als es gethan zu seyn schien um Freyheit und Selbstständigkeit, als sie

*) Das bekannte harte Schicksal der Universität Halle, der Stillstand aller Vorlesungen nach der Verweisung der Studierenden, trat mit dem 17. October 1806 ein.

schwiegen, weil sie nicht mehr reden durften, und feyerten, weil ihnen zu arbeiten verwehrt war, — ward ihnen jene höhere Thätigkeit nur noch mehr werth, die keine Gewalt zu lähmen vermag, die Thätigkeit eines ungebeugten Geistes. Nicht gaben sie sich hin einer unmännlichen Trauer, nicht einem schnöden Müßiggang, bey dem, wer sich auch nicht dem gröberen Sinnenleben überläßt, um der Gegenwart zu vergessen, doch abgespannt, und fast gedankenloß seine Tage im Genuß träger Ruhe hinschleichen sieht. Zurückgezogen auf ihre stillen Landsitze, blickten sie zwar oft wehmüthig auf die schönere Vergangenheit zurück. Aber sie erquickten sich zugleich an der Würde und Kraft der Vorzeit, und an allem, was in ihr Groß und Herrlich gewesen war, hoffend, daß eine durch die Zucht des Schicksals gebesserte Nachwelt wieder könnte aufblühn sehen, was für sie verblüht war. Oder sie gingen an die Quellen alter Weisheit, und lebten, von ihnen genährt, mit ihrem Geist in einem Reich,

das keinen Wechseln der Zeit, keinen Erschütterungen durch menschliche Gewalten unterworfen ist, dem Reiche des ewig Wahren, Guten und Schönen. So sahen sie, wie aus einem sichern Hafen, das Schiff des Staats umhertreiben, und forschten, nie ganz verzagend, in den Orakeln der weisen Vorwelt, um da vielleicht Formeln zu finden, die selbst diese Stürme zu beschwören vermöchten. Denn, meinten sie, wie es heilige Sprüche gebe, wodurch der Aufruhr der Leidenschaften in dem Mikrokosmos der eigenen Brust des Menschen gestillt werden könne *), so werde auch auf dem großen Ocean der Welt der Sturm sich legen, wenn nur erst die innere Kraft in den besseren Menschen erwache und ein heiliger Bund der Guten dem Recht seine Siege erleichtre. — Noch itzt genießen wir so mancher herrlichen Frucht dieser

---

*) Sunt verba et voces, quibus hunc lenire dolorem
possis, et magnam morbi deponere partem.
Horat. Ep. I, 1, 34.

Stunden ihrer Zurückgezogenheit, und wie viele mag der Strom der Zeit, der allgewaltige, verschlungen haben!

Auch mir, mein Hermodion, hat es einen köstlichen Genuß gewährt, in den verfloßnen Monaten viel und oft unter den Denkmälern der alten Zeit zu leben. Die Erschütterungen der Staaten, deren Zeugen wir waren oder noch seyn werden, die schnelle Folge von Revolutionen von aller Art, in Verfassungen, die Jahrhunderten und Jahrtausenden getrotzt hatten, endlich so manche frappante Aehnlichkeit in Charakteren und Handlungsweisen einzelner Menschen, gab zunächst dem Studium der Geschichte ein eigenthümliches Interesse. Man hört auf über die Gegenwart zu erstaunen, je mehr man mit der Vergangenheit vertraut ist, und nur die, welche unkundig sind der Ereignisse der Vorzeit, reden vom Unerhörten, Beyspiellosen und Einzigen. Wenn nun gleich die in der Geschichte uns überall begegnenden Thatbeweise, „daß nichts Neues

unter der Sonne ist," nicht gerade tröstend sind, so können sie doch wenigstens dazu beytragen, gerechter und ruhiger im Urtheil über die Gegenwart zu bleiben. Aber eben eine geschichtliche Kenntniß alles des Empörenden, was die Vorwelt sah, erweckt doch auch natürlich die Frage, wie sich damals die besseren Menschen in ihr Schicksal gefunden, wie republikanische Seelen den Druck des Despotismus ertragen, wodurch sie sich beruhigt haben, wenn sie ihre schönsten Hoffnungen zerstört und die vom Edelsinn erzeugten und von der Liebe empfangenen Ideale einer glücklichen Zukunft, gleich leeren Luftgebilden, vor ihren Augen zerfließen sahen. Man möchte erfahren, was überhaupt von jeher den Menschen am kräftigsten getröstet habe über den Unbestand aller menschlichen Dinge, über die wenigstens scheinbaren Ungerechtigkeiten des Schicksals, über die Siege des Schlechten über das Gute, und was sonst noch das Leben der armen Sterblichen von jeher verbitterte. — Und

auch dieß lernt man aus den Erzählungen von ihrem Leben, aus ihren Philosophemen, aus ihren Briefen. Es mag dem Beredtesten unter den Römern nur eine sehr untergeordnete Stelle unter den Weltweisen gebühren. Aber wie viele Züge großer und muthvoller Gesinnungen aus dem griechischen und römischen Alterthum haben uns nicht seine Tusculanen und andre seiner Schriften aufbewahrt! Und Sallust! — Und Tacitus! — Und dann die Dichter, die oft

uns, was schön ist, was schlecht, was nützlich ist und was schädlich
faßlicher lehren und besser als selbst Chrysippus und Crantor *); —

vor allen die Tragiker, selbst die Lyriker, so viel wir noch von ihnen besitzen, welche Schätze der Lebensphilosophie liegen in ihnen, und wie manche auch in dieser Hinsicht herrliche Bruchstücke sind uns von Plutarch und Stobäus und in den Anthologieen gerettet. Aber auch unsrer Weisen und

*) Horat. Ep. I, 2.

unsrer Dichter darf ich nicht vergessen. Tief geschöpfte Lebensweisheit in schöne Formen kleidend, entrücken sie uns wohlthätig der traurigen Wirklichkeit und versetzen uns in eine Ideenwelt, wo alles unserm Sinn und Gefühl anspricht, so wie oft freundliche Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, dem Greise die Tage des kommenden Alters verschönern. Sehn Sie da, Hermodion, meine Freunde und Gesellschafter in den trüben Tagen des Winters! O wie manche tröstende Feyerstunde hab' ich ihnen zu danken!

Das Bedürfniß solches Umgangs, in den Stunden die vormals dem öffentlichen Beruf gehörten, muß, dünkt mich, zunehmen, wenn die Welt um uns her, in ihren täglichen Erscheinungen und Wechseln gehaltloser und zurückstoßender wird. Eine Zeitlang unterhält es ja wohl, das, was jeder erfahren oder von andern vernommen hat, zu wiederholen, oder das Neue, worin man die Andeutungen der Zukunft findet, sich ge-

genseitig mitzutheilen. Es wäre unnatürlich, dagegen gleichgültig zu seyn. Selbst der, den der Ueberdruß steter Täuschung in gewissen Augenblicken bestimmt, nichts mehr hören, nichts mehr wissen zu wollen, leiht doch bald genug wieder das Ohr dem bedenklichen oder dem hoffenden Freunde. Auch ist es wohl verzeihlich, wenn der Mensch, den das Schicksal hart getroffen und alle seine Aussichten getrübt hat, versucht, die dichten Fäden im Schleyer der Zukunft zu entwirren, und, wo möglich, hier oder dort eine Durchsicht zu gewinnen. Es ist selbst wohlthätig, wenn dem, der vielleicht von der Höhe seiner Erwartungen herabgestiegen ist, die Hoffnung nicht auf einmal ihre Flügel versagt, damit er nicht kraftlos liegen bleibe und sich verzehre, sondern, wie über seinem Schicksal schwebend, neue Kräfte sammle zum Handeln und zum Dulden.

Nur giebt es auch ein leeres und geistloses Umhertreiben, in dem ewigen Einerley der Gespräche über das Vergangene und das

Zukünftige. Uebersättigt von allem was man gehört hat, und dennoch — wie leer! kommt man von Unterhaltungen zurück, worin der Ideentausch einem ewigen Cirkelgange gleicht von Vermuthungen und Zweifeln, von alten und neuen Sagen ohne Zusammenhang und ohne Bürgschaft; wo das Halbgehörte und leichtsinnig Wiederholte so viel Glauben findet, als das Geprüfte, und wo jedes thörichte Geschwätz, so bald es nur den Wünschen entspricht, weit williger angehört wird, als die ruhig prüfende Vernunft. Gerade sie schilt man da freylich die kalte, die theilnehmungslose, weil sie eben so ungern getäuscht seyn als täuschen will, überzeugt, daß in den Täuschungen über den wahren Zustand der Dinge nie Heil zu finden war.

Oft, Hermodion, habe ich mich weggeschlichen aus solchen Kreisen, dergleichen es in Ihren Umgebungen so gut als hier geben wird, um mich mit dem zu beschäftigen, was — wie auch die Zukunft gestaltet sey — das Unveränderliche bleibt und uns durch alle Irrgänge des Lebens begleiten soll.

In unsrer Gewalt steht es einmal nicht, die Weltbegebenheiten zu lenken, und wie verlegen würden wir auch oft seyn, wenn wir im einzelnen Fall über das entscheiden sollten, was dem Ganzen das Heilsamste seyn möchte. Am wenigsten kommt es uns, deren Beruf das Lehren ist, zu, ohne besondere Veranlassung oder Aufforderung der Noth, aus den Schranken dieses Berufs zu treten. Aber desto mehr ist es, dünkt mich, gerade in solchen Zeiten, wie die unsrigen, hohe Pflicht, unser eignes Herz, und so viel wir vermögen, auch andre zu bewahren, daß die äußere Welt nicht in dem inneren Menschen zerstöre, was sie vielmehr befestigen und vollenden soll.

Unter allem Uebel, was die Erschütterungen der Staaten durch Krieg und das ganze fürchterliche Gefolge desselben hervorbringen können, ist das fürchterlichste, wenn der Mensch den Glauben verliert an einen Gott, der die Welt regiert, und die Achtung gegen den Geist, der in ihm wohnt, der einer stets

zu-

zunehmenden Veredlung fähig ist und Kräfte hat, so bald er sie nur gebrauchen will, sich von allen Umgestaltungen und Wechseln der sichtbaren Dinge unabhängig zu erhalten. Aber davor wird man sicher bewahrt, wenn man sich nur nie von der besseren Gesellschaft der großen Todten oder Lebenden trennt, die von jenem Glauben durchdrungen waren. Wie verschieden die Schulen der Weisen alter und neuer Zeiten sich ausdrücken mögen, wenn sie die Gesinnung, welche dem Weisen im Unglück geziemt, bezeichnen wollen — in der Hauptidee stimmen sie doch überein.

Gerade das ist aber auch die hohe Philosophie des Christenthums, die jeden, der sie mit einem unbefangnen Sinn zu erforschen sucht, mit der tiefsten Verehrung gegen sich und ihren göttlichen Urheber erfüllen muß. Wahrlich der muß von dem Geist der Alten wenig durchdrungen seyn, oder sich weit mehr mit seiner Hülle als mit ihm selbst vertraut gemacht haben, den dieß Studium kalt machen kann gegen die heiligen Urkunden der Christen. Man versuche uns irgend eine große Empfindung zu nennen, welche die tugendhaftesten Männer des Alterthums beseelte — wir können sicher seyn, sie in dem Charakter Christi

oder in den Schriften seiner Schüler wieder zu finden.

Was ich hierüber gedacht, von Zeit zu Zeit auch wohl kleineren und größeren Kreisen mitgetheilt habe, übersende ich Ihnen. Nennen Sie es Reden, — nicht weil gerade alles, was Sie lesen werden, geredet ist, sondern weil ich mir, indem ich es niederschrieb, einen Kreis — hie und da einen bestimmten Kreis von Menschen dachte, denen Erinnerungen daran nützlich hätten seyn können. Nennen Sie es Selbstgespräche — sie waren es in der That sehr oft im eigentlichsten Verstande. Nehmen Sie es stellenweise für Fragmente von Briefen, die hierhin und dorthin geschrieben seyn würden, wenn wir nicht selbst dieses Trostes der Mittheilung lange hätten entbehren müssen, ohne wohl je geahndet zu haben, daß auch solche Entbehrung möglich seyn könnte. — Sie haben wissen wollen, wie ich mir meine langen Feyertage verkürzt habe. Mögen Ihnen die Beylagen dieser Zuschrift die Ihrigen nicht unangenehm verlängern.

I.

Apologie des Philosophirens über die Zeitbegebenheiten.

Let us, since life can little more supply
Then just to look about us and to dy,
Expatiate free o'er all this scene of man!

Pope.

Ja, meine Freunde, es ist eine schreckliche verhängnißvolle Zeit, in die unser Leben gefallen ist! Aus einer tiefen fast sorglosen Ruhe aufgeschreckt, dünkt es uns fast noch ein Traum zu seyn, daß sich alles, alles in so wenigen Monaten so ganz umgestaltet hat. Wir sehn uns an und fragen, ob wir wachen. Wir

lesen und hören die Kunden der Zeit, und stehn zweifelhaft, ob es Wahrheit oder Dichtung sey.

Daß sich jeder von euch zu fassen, jeder zu retten sucht wie und was er vermag; daß ihr nicht verzagt, weil das Ende noch nicht gekommen ist: wer möchte euch darum tadeln? Daß ihr die lichten Augenblicke festhaltet und selbst den kleinen schuldlosen Genuß, den die Minute euch anbietet, nicht ausschlagt, ist vernünftig und weise. Was in sich gut und erfreuend ist, bleibt es, wenn auch alles daneben Uebel und Schmerz wäre. In diesem Sinne darf das Vergessen der Gegenwart und das Nichtgedenken an die Zukunft, den Vorwurf des Leichtsinns nicht fürchten.

Aber ich höre unter euch auch noch eine andre Sprache, der ich nicht beystimmen kann. „Betäuben — sagt man — muß man sich, nicht denken an die Gegenwart; hingeben muß man sich dem Strom der Zeit, und sich lieber mit verschloßnem als mit spähendem Auge dem Abgrunde entgegen reißen lassen; mechanisch muß

man sein Geschäft forttreiben, wie es die Stunde fordert, aber die thörichte Hoffnung aufgeben, ein verdorbenes Zeitalter bessern und ein schon einstürzendes Gebäude halten zu wollen. Was wird am Ende durch alle patriotische Klagen dem Vaterlande geholfen? Was wird durch alle politische Plane und Combinationen in dem Laufe der Begebenheiten geändert? Was haben die Träume der Menschenfreunde über die Weltverbesserung gefruchtet? Und welchem Auge ist es gelungen, in die Rathschlüsse der Vorsehung einzudringen?“

Das ist nicht die Sprache, die dem Weisen und dem religiösen Menschen geziemt. Es ist der Ausbruch des Unmuths, der getäuschten Hoffnung, oder des gefährlichen Leichtsinns.

Betäuben wollte sich der Mensch da, wo er sich gerade am meisten nüchtern erhalten sollte? Gedankenlos dastehn, wo es gerade so viel zu denken giebt? Das wäre die wahre Philosophie, deren er sich wohl gar zu rühmen hätte?

So dachte Pythagoras — ein ehrwürdiger Name, an den sich immer der Begriff

eines eben so tiefen Gemüths als eines hellen Verstandes knüpft — so dachte Pythagoras nicht! Er befand sich einst — wie uns Cicero in seinen Tusculanen erzählt — an dem Hofe Leons, Königs von Phlius. Geistvoll und beredt hatte er sich da über viele Gegenstände vernehmen lassen. Der König, ergriffen von der Einsicht und der Rede des Mannes, fragte ihn zuletzt, auf welche Kunst oder Wissenschaft er den größten Werth setzte? Ich gebe mich — erwiederte Pythagoras — in keiner für einen Meister. Ich bin nur ein Philosoph. Der damals fremde Name war dem Könige dunkel. „Was nennst Du einen Philosophen? wie unterscheidet sich der Philosoph von andern Gelehrten und Künstlern?" — Pythagoras erwiederte: Das Leben, mein König, kommt mir wie jener große Jahrmarkt vor, wenn zu den Kampfspielen ganz Griechenland zusammenströmt. Hier treibt den Kämpfer die Ehre, und jeder hofft in seiner Kunst die Krone zum Kampfpreis zu erringen; dort treibt den Kaufmann wie den Käufer ein rastloses Streben

nach Vortheil und Gewinn. Hier gafft die Neugier nach dem bunten Schauspiel, dort sucht die Hinterlist die Unerfahrenheit zu berücken. Zwecklos, gedankenlos treibt sich der rohe Haufe dazwischen umher. Nur eine kleine Anzahl, die Gebildetsten und Edelsten, stehn ruhig daneben. Unbekümmert was die Menge bewegt, ungeblendet vom Glanz, unversucht von dem Gewinn und dem Beyfall des Volks, blicken sie, verlohren in ernster Betrachtung, hin auf das unruhige Streben rings um sich her. — Gerade so, mein König, ist es mit dem Leben. Die Ruhmsucht, der Ehrgeiz, die Habsucht und die Raubbegier, die Eitelkeit oder doch die leere Neugier treibt die Menge. Nur Einzelne stehen hie und da, denen das alles nichtig erscheint. Sie beschäftigt das Nachdenken über des Menschen Natur, und das wunderbare Spiel in dem ewigen Wechsel der Erscheinungen. Siehe eben das sind die Freunde der Weisheit, das sind die Philosophen, wie ich sie nannte. Und wie bey jenen Festlichkeiten, wer nichts gewin-

nen will, der Freyeste ist und der Unbefangenste — so der philosophische Forscher des menschlichen Lebens, dem kein selbstsüchtiges Interesse, dem allein das Interesse am Wahren am Herzen liegt."

So urtheilte Pythagoras über die Ansicht der wechselnden Welterscheinungen, und wie er, dachten die Verständigsten und die Besten aller Jahrhunderte. Wie ihnen die Uebung der Geisteskräfte an allen Gegenständen überhaupt der edelste Zweck und das würdigste Geschäft des Lebens zu seyn schien, so hörten sie in jeder außerordentlichen Begebenheit nur immer eine lautere Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Es war nicht sowohl das Außerordentliche an sich, es war der Stoff, den es dem Nachdenken über Grund und Ursach und Folgen lieferte; es war die stärker angeregte Kraft in ihrem Innern, was sie bestimmte, das große Schauspiel ihrer Zeit so nah als möglich zu betrachten. Sie versäumten deshalb auch nicht ihr Geschäft zu treiben im äußeren Leben, und mit auf der Bühne zu

handeln, wenn innerer oder äußerer Beruf sie an ihre Rolle erinnerte. Aber so bald dieser genügt war, traten sie wieder in den Standpunkt der Betrachtung, und ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den wechselnden Kampf menschlicher Kräfte und Leidenschaften und die labyrinthischen Wege des Schicksals, wie sie es nannten, das über dem großen Drama ihrer Zeit zu walten schien. So fühlten sie sich von den Banden der Nothwendigkeit wenigstens stundenlang entfesselt, und frey bewegte sich ihr unabhängiger Geist in dem Reiche der Gedanken.

Allerdings kann eine solche Ansicht der Zeitbegebenheiten nur von denen gefordert werden, welche überhaupt zum eignen Denken fähig und darin geübt sind. Wer möchte leugnen, daß ein großer Theil von Menschen besser thue, sich dem praktischen Wirken im engen Kreise des Berufs, als der Betrachtung hinzugeben. Viele macht die Beschränktheit ihres Geistes durchaus unfähig, die äußeren Eindrücke, wie neu und unerwartet sie auch seyn mögen, anders

als leidend aufzunehmen. Sie befinden sich entweder in dem Zustande einer dumpfen Fühllosigkeit, oder, wenn sie selbst zwar schwer gelitten haben, aber noch nicht ganz gelähmt sind, so beschäftigen sie sich, gleich Abgebrannten oder Schiffbrüchigen damit, aus den Trümmern ihres vormaligen Besitzes zu retten, was noch zu retten möglich ist. In der That kann auch das Interesse an dem gemeinen Wesen bey einer großen Anzahl seiner Bürger nur gering seyn. Auf der Stufe, auf welcher sie stehen, in der engen Sphäre, auf welche all ihr Thun und Treiben beschränkt ist, kann es ihnen ziemlich gleich gelten, wer ihnen gebietet. Wie sich auch das politische System, wie sich der Name des Regenten oder des Landes ändern mag, sie bleiben was sie sind — Arbeiter im Schweiß des Angesichts, Werkzeuge in fremder Hand, ihre Existenz abhängig von der siegenden Gewalt. Sie sitzen an ihren Ruderbänken, steuern stromauf, stromab, wie es befohlen wird, gleichgültig, wer sich des Schiffs bemächtigt hat und am Steuer sitzt, so lange nur der

Lohn nicht ausbleibt und nach der Arbeit Ruhe vergönnt wird. Eben wegen dieser Beschränktheit ihrer Ideen ist es nicht einmal rathsam, sie über die durch ihre Lage abgesteckten Grenzen hinauszuführen. Wir haben es erlebt, was aus mißverstandenen Wahrheiten und übereilten Aufklärungen für Folgen hervorgegangen sind. Dulden, was man nicht ändern kann, treu und redlich das Geschäft des Berufs erfüllen, und in zweifelhaften Fällen den Rath der Verständigen befolgen, das ist für sie die wahrste Weisheit.

Aber soll es eben so seyn unter uns, die wir auf eine höhere Bildung Anspruch machen? Wollen auch wir, entweder gleich Kindern, alles was um uns her vorgeht, als einen bunten Aufzug wechselnder Gestalten vorbey ziehn sehen, ohne uns um ihre Bedeutung zu bekümmern? Oder träge und gedankenlos hinstarren, indeß sich wenigstens aus dem was geschehen ist oder geschieht, Ahndungen von dem schöpfen ließen, was noch geschehen wird?

Der niedrigste Standpunkt für die Reflexion wäre freylich der bloß egoistische. Er ist auch eben daher der gemeinste. Von da aus wird bloß berechnet, was die äußere Veränderung für Einfluß auf den eignen Wohlstand, die Ausführung eigner Plane haben werde. Bleibt darin alles wie man es wünscht, ist wohl gar Gewinn zu hoffen — so mag es mit dem Allgemeinen gehen, wie es will. Die Selbstsucht will nur aus ihrer Ruhe nicht gestört, die Eigenliebe nur in ihren Zwecken nicht gehemmt seyn. Der Zustand der Dinge mag alle seine Gebrechen behalten. Tausende mögen verlieren. Herrliches mag rings umher untergehen. Kehrt nur für sie die alte bequeme Ordnung zurück, ist für sie nur nichts aufzuopfern — so wird der Vorsehung wohl selbst ein Lobopfer gebracht, daß sie alles wohl gemacht habe.

Wie viel höher steht der Patriot — der echte — aber eben darum auch der seltnere! Die Sache seines Vaterlandes, das in Gefahr schwebt, leitet sein Auge und bildet seine

Ansicht der Zeit. Er wäre zu großen Opfern bereit, wenn nur jenem geholfen werden könnte. Aber weil es die reine Vaterlandsliebe ist, der ein heller klarer Geist zur Seite steht, so liegt ihm auch nur an der rechten Hülfe, und er verbirgt sich die Uebel nicht, die vor allen geheilt werden müßten, wenn auch kein äußerer Feind mehr drohte. Es sind nicht sowohl Seufzer und Klagen, in denen er sich ergießt; es ist noch weniger der Ausbruch wilder Rachsucht gegen die Sieger, wobey so leicht der Schuldlose mit dem Schuldigen verwechselt und jede Stimme der Menschlichkeit übertäubt wird. Er weiß, durch alles dieß kommt das Heil nicht, dessen jeder Staat bedarf. Nicht die stolze Verachtung alles Fremden, nicht das eitle Großthun auf den oft schlecht genug behaupteten Ruhm der Vorfahren — das ruhige ernste Nachdenken über die offnen und geheimen Gebrechen, der feste Verein der Weisen und Guten, zu Rath und That, zu Schutz und Trutz, nur das kann es herbeyführen.

Immer behält indeß auch der reinere Patriotismus etwas Beengendes. Er ist fast unzertrennbar von der politischen Ansicht der Zeitbegebenheiten, und wer weiß es nicht, wie manches, was die Staatsklugheit gut heißen muß, vor dem Richterstuhl der Vernunft nur als ein Uebel erscheinen kann, von dem eine endliche Erlösung zu wünschen wäre. Darum steht der freye Weltbürger auf einer Höhe der Betrachtung, wo nur der stehen kann, der sich aus allen bindenden Verhältnissen des einzelnen Landes, der einzelnen Staatsverfassung herausdenkt, und dessen höchstes Interesse die allgemeine Bildung und Beglückung der Menschheit ist. Hütet euch doch, und spottet nicht, wie etliche unter euch pflegen, über diese phantasirenden Kosmopoliten und Weltverbesserer, Sagt doch nicht, daß durch ihre Ideale noch nichts in der Welt besser geworden sey. Tadeln mögt ihr die, welche in dem Augenblick, wo es aufs Handeln ankommt, sich im Phantasiren verlieren, oder jeden ungeprüften Gedanken an die Stelle des bewähr-

ten setzen möchten. Aber vergeßt nicht, daß gerade die, welche am meisten dazu mitgewirkt haben, daß Licht und Recht unter den Menschen verbreitet ward, freye unabhängige Denker waren, und daß unzählige Vorurtheile, Irrthümer und Bedrückungen, durch große Gedanken, durch kräftige Worte, — nicht durch das Schwerdt — bekämpft und hie und da überwunden sind. Wer nie mit seinen Vorstellungen von dem Besseren über die Schranken seines Vaterlandes hinausgeht, nie überlegt und zu erforschen gestrebt hat, was der Menschheit fromme, der wird auch im engeren Kreise wenig oder nichts besser zu machen Fähigkeit und Kraft haben.

Daß der endliche Mensch die Rathschlüsse der Vorsehung nicht ergründen kann, haben christliche und nichtchristliche Philosophen immer behauptet. Aber kommt es denn auf das Ergründen allein an? Ist die Betrachtung irgend eines Gegenstandes darum ganz vergeblich, weil uns immer einiges in ihnen unerklärlich bleibt? So müßten wir auch das Stu-

dium der Natur für ein vergebliches Bemühen erklären, weil uns jede neue Entdeckung nur des Unentdeckten und zunächst vielleicht Unentdeckbaren noch mehr zeigt.

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!“

Aber das fromme Nachdenken über die Geschichte der Zeit und Vorzeit ist auch ganz etwas anders, als der anmaßende Versuch, die Wege Gottes erklären und seine Rathschlüsse gegen ihre stolzen oder unbesonnenen Ankläger vertheidigen zu wollen. Die religiöse Ansicht der Zeit ist es recht eigentlich, welche das leere und eitle Forschen in seine Schranken zurückweiset, und zugleich den stillen Forscher, der die Schranken seines Wissens gewahr wird, vor dem Mißmuth oder der trostlosen Zweifelsucht bewahrt, welche nicht selten bis zur Verzweiflung geführt hat. Wenn wir uns wieder zusammen finden, will ich versuchen, meine Gedanken über diesen Gegenstand klar zu machen.

II.

II.

Die religiöse Ansicht der Zeit.

Ob auch alles im ewigen Wechsel kreist,
Wohnt über dem Wechsel ein ruhiger Geist.

Wir haben gesehen, wie die Wechsel des äußeren Lebens, wie namentlich wichtige aus dem gewöhnlichen Lauf der Dinge heraustretende Begebenheiten, auf den großen Haufen der Menschen wirken. Ein Theil bezog sie bloß auf sein kleines Privatinteresse, und so konnte es leicht kommen, daß, was dem einen als das größte Unglück erschien, dem andern erwünscht kam, weil er dabey gewann, und gerade die allgemeine Verwirrung der trübe See ward, aus welchem er den reichsten Zug that. Ein anderer Theil findet, je verwickelter die Weltbegebenheiten werden, desto mehr Stoff zu Vermuthungen, vergleicht die Vorzeit und

Gegenwart, und verkündet aus ihrer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit die Zukunft. Ein dritter überläßt sich bloß den Einwirkungen einer schmerzlichen Gegenwart, und verliert mit jedem Tage mehr an dem Glauben an eine alles regierende Weisheit und Güte.

Aber ganz verschieden von dem allen ist das, was in einem echt religiösen Gemüth, in Zeiten wie die unsrigen, vorgeht. Wenn wir genauer darauf achten, so dürfte sich selbst daraus manches über die wahre Natur eines religiösen Sinnes offenbaren, der von vielen, selbst der Besseren, zu wenig verstanden und zu wenig gewürdigt wird.

Zuerst ist schon so viel klar, daß die Religion im Menschen nicht das seyn kann, was sie nach den Erklärungen so vieler Lehrer der Schulen und Sekten seyn soll. Hätte wirklich der, dem eine gewisse Reihe positiver Lehrsätze nicht eben so gewiß als sein eignes Daseyn geworden ist, keine Religion, so wäre es nicht begreiflich, wie gleichwohl in Zeiten allgemeiner Noth, Menschen von dem verschie-

densten Kirchenglauben, von den fast entgegengesetztesten Vorstellungen, selbst durchaus unähnlich in allem, was die äußere Form der Religion ausmacht, sich dennoch in ihren frommen Gefühlen, Hoffnungen, Beruhigungen begegnen könnten. Aber die Religion ist auch etwas anders als die Religionen. Sie ist das, was die Menschen aller Zeiten, aller Völker, aller Länder, bey der größten Verschiedenheit in allen andern Rücksichten, sich doch wieder so ähnlich gemacht hat. Keine Lehre, keine Erziehung würde den Menschen der Religion empfänglich machen, wenn die Anlage nicht zu seinem innersten Wesen gehörte. Wir sind göttlichen Geschlechts, sagte Aratus, und Paulus rühmt es ihm nach. Dieß innere Gefühl, die Ahndung dieser nahen Verwandtschaft mit dem Unsichtbaren, entwickelt sich mit der Vernunft zum Bewußtseyn eines Verhältnisses, das von allen irdischen Verhältnissen durchaus verschieden ist. Es kann sich dieß Bewußtseyn in sehr verschiedene Formen kleiden, kann sich in einer sehr

verschiedenen Sprache, die immer etwas von dem Charakter der Zeit annimmt, mittheilen. Aber das Wesen und der Grundton des Religiösen wird nie zu verkennen seyn.

Namentlich läßt sich in jedem dunkleren oder deutlicherem Religionsgefühl ein Zwiefaches unterscheiden, und eben davon geht auch die religiöse Ansicht so wie die religiöse Gesinnung bey dem Wechsel der Zeitbegebenheiten aus. Es ist der Glaube an eine alles Irdische beherrschende Macht und eine alles ausgleichende Gerechtigkeit. Nur bey diesem Glauben geht aus dem Chaos der Weltbegebenheiten, aus allen Veränderungen physischer und moralischer Wesen ein geordnetes harmonisches Ganze hervor, und wollen wir trennen, was eigentlich unzertrennlich ist, so können wir hinzusetzen, daß in diesem Glauben die religiöse und die sittliche Natur des Menschen zusammenfließt.

Dem Glauben an eine Macht, die höher ist, als alle irdische Gewalten, hat der menschliche Geist nie ausweichen können, selbst wenn

er es unternahm, ihn in sich zu vertilgen. Der Name des Schicksals ändert wenig in dem Begriff. Ein leeres Nichts kann das Nachdenken nicht befriedigen. Sich selbst unbewußt und im Widerspruch mit seinem eignen System, kommt der Mensch doch immer auf ein Wesen zurück, das der Urquell alles Seyns und der Machthaber über alles ist. Wohin sich auch der Aberglaube verirren mag, um das Schicksal zu erkennen oder zu beschwören, unter die Erde, oder zu den Sternen, — im Hintergrunde seines Wahns liegt doch der Glaube an den, der über den Sternen wohnt, und dem man nicht ausweichen kann, ob man sich auch tief in die Erde bettete. Wie sich auch der Unglaube anstrengen mag, um alles, was das Auge nicht sieht, was den Sinn nicht berührt, in Zweifel zu ziehen; — er erreicht es doch nie ganz über sich, und ändert sich seine Sprache oder sein innres Gefühl nicht früher, so geschieht es in Zeiten der Noth und des Verzagens an aller menschlichen Hülfe.

Wie die Ueberzeugung von einer höheren Macht, die Wirkung der überall wahrgenommenen Schwäche, Beschränktheit und Abhängigkeit auch des Größten und Mächtigsten auf Erden ist, so führt der tief in des Menschen Brust gelegte Sinn für Recht und Unrecht, und daneben die Wahrnehmung der Unverhältnißmäßigkeit des Glücks und des Elends zu dem Verdienst und zu der Schuld, zu einer unsichtbar waltenden, scheinbar zögernden, aber endlich gewiß sich offenbarenden Gerechtigkeit hin. Immer hat sich der Mensch gesträubt, die Tugend bis ans Ende unglücklich, den Frevel bis an sein Ziel siegend zu sehen. Immer, da er doch dieser Erfahrung nur zu oft nicht ausweichen konnte, war ihm noch eine Zukunft jenseit des Sichtbaren zum Trost übrig geblieben, die alle Räthsel lösen, und alle Ungerechtigkeiten ausgleichen würde.

Ganz natürlich ist es nun, daß bey außerordentlichen Zeitbegebenheiten der Blick sich öfter und schärfer auf den hinlenkt, in dem alle Fülle der Macht und der Ge-

rechtigkeit wohnt. Sagt nicht mit Lucrez: „die Furcht habe Götter erschaffen!" Sagt nicht mit dem großen Haufen: „die Noth lehre beten!" Weder die Furcht noch die Noth würden die Hülfe bey Gott suchen und zu finden hoffen, wenn der Mensch nicht Gott in seiner eignen Brust ahndete und fände. Aber weil er nicht fern ist von jedem, weil es tief in unserm Innern spricht, daß wir in ihm leben, weben und sind, weil in den Zeiten der Hülflosigkeit und Drangsale die eitlen Freuden und die sinnlichen Befriedigungen den Blick nicht mehr zerstreuen, und er nun wieder in sich hineinschaut, um da seinen Retter zu finden, so steigt allerdings die Religion in solcher Zeit in eben dem Verhältniß an Werth, in welchem alle vergängliche Lust, alle Hoheit, Größe und Macht an Gehalt verliert.

Hat nun gleich der Ausdruck einer religiösen Stimmung, durch häufigere Uebungen häuslicher oder öffentlicher Andacht, bey vielen durchaus keinen größern Werth, als das Gebet des rohen Seemanns im Sturm, vor dem der

Fluch nur wenige Augenblicke verstummt, und kann man gleich bey vielen vorhersehn, daß von allen dem, was in den Zeiten der Trübsal für ihre Frömmigkeit gewonnen zu seyn scheint, wenig Spur in ihrem Sinn und Leben zurück bleiben werde, so bleibt dennoch selbst dieß ein unwidersprechliches Wahrzeichen, daß der Mensch mit seinem Glauben und mit seinem Hoffen mit dem Sichtbaren und Endlichen nicht ausreiche, und daß er noch einer andern Welt angehöre, als der, die er messen, und deren Lauf er berechnen kann.

Allerdings aber ist die religiöse Gesinnung erst das, was der Verbindung der Zeitbegebenheiten mit der Vorstellung von einer alles regierenden und ordnenden Vorsehung Werth und Wirkung giebt. Der Glaube an eine unwiderstehliche Macht kann den Menschen zwar demüthigen, in den Staub werfen und selbst bis zur Verzweiflung im Gefühl seiner Ohnmacht bringen, wie ganze Nationen der alten und neuen Zeit sclavisch geworden sind, wenn ein eisernes Joch des

Despotismus lange auf ihnen gelastet hat. Aber neben diesem Sclavensinn wird sich auch ein Unmuth der Seele bemeistern, der bis zum Ingrimm ausarten kann, und wobey endlich die letzte Spur eines religiösen Sinnes verschwindet. Der Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit, die sich bald lohnend bald strafend offenbart, ist zwar der wahrhaft frommen Gesinnung verwandter. Aber ist diese doch nicht vorherrschend, so begegnet es nur zu leicht dem Menschen, daß er, statt ehrerbietig die unbegreiflichen Gerichte Gottes anzuschauen, sich mit Gott zu Gericht setzt und zu bestimmen anmaaßt, wenn und wie Gott strafen und lohnen soll — er, der schwache kurzsichtige Mensch, der nie richten, nie verdammen sollte.

Nichts bewahrt vor diesen Verirrungen des Glaubens so sicher, als eben der kindliche religiöse Geist, der von dem religiösen Wissen und Meinen so ganz verschieden ist. Ein tiefes Gefühl unsrer Endlichkeit und Beschränktheit auf der einen, ein eben so tiefes Bewußtseyn des Adels, der Würde und der Kraft, die in

dem Göttlichen unsrer Natur liegt, auf der andern; eine vertrauende Hingebung, wo Gehorsam und Unterwerfung Pflicht ist, eine männliche Stärke, wo es aufs Unternehmen und Vollbringen des Rechten ankommt; ein reines Interesse an allem Wahren und Guten, weil es aus der Quelle aller Weisheit und aller Güte fließt; ein Herz voll unendlicher Liebe gegen alle Wesen, die der Liebe empfänglich oder bedürftig sind; ein unerschütterliches Vertrauen auf den Allmächtigen — seht da die Elemente dieses frommen Sinnes, die ihr überall wieder findet, wo er sich und in welcher Gestalt er sich offenbart, in welcher Sprache er sich ausspricht.

„So ist also jedes Denken und Forschen über die Wege Gottes, überhaupt jeder Antheil des Verstandes an der Religiosität des Menschen, eher gefährlich als nützlich? So ist sie vielleicht da am echtesten, wo sie sich in ein bloßes Gefühl auflöst und in Empfindungen zerschmelzt?“ — Das sey ferne! — Jede Uebung unsrer Denkkraft an so würdigen Ge-

genständen, als die Religion uns darbietet, ist schon darum zu achten, weil sie ja selbst von dem Bedürfniß ausgeht, uns dem Höchsten zu nähern, da uns das Irdische nicht befriedigen kann. Die ältesten Bestrebungen, den Menschen zur Ahndung des Göttlichen zu bringen, waren zugleich die frühesten und kräftigsten Mittel, die Völker aus ihrer Dumpfheit zu wecken und dem besseren Selbst des Menschen einen Schwung zu geben, den ihn der bloße Unterricht in dem, was nützlich ist für das Leben, nie geben konnte. Nein, der fromme Sinn, das religiöse Gefühl, soll nur den Verstand bescheiden, das Urtheil mäßig erhalten. Wie man überhaupt in dem Gebrauch des Verstandes den Charakter des Menschen erkennt, so soll man es selbst an dem kühnsten Forscher der Höhen und Tiefen der Gottheit wahrnehmen, von welchem Geist er durchdrungen ist, ob ihn ein heiliger Schauer ergreift, wenn er zu dieser Höhe hinauf — oder in diese Tiefe hinabblickt, oder ob er stolz genug ist zu glauben, er werde sie messen

und ergründen können. Er darf seine ganze Denkkraft aufbieten, um seinem Glauben an eine Vorsehung auch in der Vernunft, nicht bloß in dem Gefühl, eine Stütze zu geben. Aber nur dann, wenn er sie bescheiden gebraucht, und mit frommer Ehrfurcht forscht, wird er, vor dem Wahnglauben an sie gesichert, zu dem rechten Glauben gelangen.

III.

Der Wahnglaube an die Vorsehung.

Unbegreiflich sind Gottes Gerichte
Unerforschlich seine Wege.

Der heilige Name der Vorsehung schwebt in Zeiten ungehofften Glücks — mehr noch in Zeiten harter Prüfungen — auf allen Lippen. In dem gewöhnlichen Gange des Lebens würden es viele sonderbar finden, ihrer auch nur zu gedenken. Sie sparen es sich auf, für das, was sie die großen Begebenheiten nennen, und meinen sie vermuthlich zu ehren, indem sie ihr die Sorge für alles erlassen, was ihnen klein und unbedeutend zu seyn scheint.

Selbst mancher Religionsunterricht führt zu dieser Sonderung. Man lehrt eine allgemeine, eine besondere und eine aller-

besonderste Vorsehung, ohne daß abzusehen ist, auf welchem erweislichen Grunde diese Eintheilung beruht. Denn selbst die heiligen Schriften, wiewohl sehr menschliche und herablassende Vorstellungen von göttlichen Dingen in ihnen nicht fehlen, geben dazu keinen bestimmten Anlaß. Nichts ist so groß, aber auch nichts so klein, das nicht in ihnen mit der Leitung einer unsichtbaren Regierung in Verbindung gesetzt würde, und wenn es scheint, daß sie Grade des Einflusses der höheren Macht oder Güte unterscheiden, so liegt der Grund nicht in der Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern allein in seinem Bedürfniß oder seiner Empfänglichkeit. Gott ist dem Frommen näher, als dem Gottesvergeßnen, weil der Fromme ihm näher ist, und der Mensch ist mehr der Gegenstand seiner Fürsorge, als die Blume des Feldes und der Vogel unter dem Himmel, weil von dem vollkommneren Wesen die Gottheit vielseitiger angeschaut und ergriffen werden kann, als von dem unvollkommneren.

Ich weiß es wohl, daß auch viele von denen, welche bey ungewöhnlichen Ereignissen, seyn sie glücklich oder unglücklich, von einer sichtbaren Hand, von besondern Absichten, von nahen Offenbarungen der Zwecke der Vorsehung reden, dadurch ihren Einfluß auf die gewöhnlichen Ereignisse, ihr stetes Wirken und Leiten nicht ausschließen wollen. Aber bey diesem Herausheben des Einzelnen, mischt sich doch auch in ihre Urtheile und Vorschläge gar leicht ein Wahn, der vor dem Auge einer unbefangenen Prüfung verschwindet. Laßt uns nicht verbergen was uns täuscht. Ein Glaube, der die Probe der Untersuchung nicht aushält, kann eine Zeitlang beglücken, aber nie auf die Dauer.

Ist es denn nicht schon ein Wahn, und nur zu oft ein gefährlicher, daß man da eine unmittelbare Einwirkung, einen besondern Antheil der Vorsehung behauptet, wo die natürlichen Ursachen so nahe liegen? — Sagt mir doch, die ihr ohnstreitig die göttliche Re-

gierung dadurch zu ehren meint, was euch berechtigt, so oft euch etwas Unerwartetes begegnet, ihr eine Abweichung von den ewigen Gesetzen der Ordnung und des Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen zuzutrauen oder zuzumuthen? Es mag bey dem gewöhnlichen und ruhigen Gange der Begebenheiten allerdings leichter seyn, das Eingreifen der einen in die andre einzusehen. Aber soll denn unsre Kurzsichtigkeit ein Gesetz aufheben, das sich uns bey jeder Ansicht der Natur aufs neue aufdrängt?

Selbst sehr achtungswürdige Diener der Religion und Lehrer des Volks, haben sich oft bewogen gefunden, seltnere Naturübel, unter denen einzelne Menschen oder auch wohl ganze Städte und Länder litten, als die unleugbarsten Strafgerichte Gottes darzustellen, die nicht eingetreten seyn würden, wenn nicht das Maaß der Verschuldung voll gewesen wäre? Als ob nicht für jeden, der tiefer in das Innere der Natur eingedrungen ist, das, was

sich

sich nur seltner ereignet, nicht eben so nothwendig erscheinen müßte, als was wir täglich in der Natur erblicken. Als ob die Wirkung zerstörender Kräfte nicht gerade dieselbe war, wo kein menschliches Wesen wohnte, wie da, wo sie in ihrer unaufhaltsamen Gewalt Menschen berührten, in ihrem Strome mit sich fortrissen oder in ihrem Feuer verzehrten. Und ist es nicht mit dem schrecklichsten aller Uebel in der Menschenwelt, mit dem Kriege, der nämliche Fall? Wie die Orkane, wie die Erdbeben, wie die Feuerschlünde der Berge in ihren Ausbrüchen durch Naturursachen nothwendig werden, so wird es der Krieg durch menschliche Leidenschaften und Verderbnisse. Von der Vorsehung werden sie so wenig aufgeregt, als gewaltsam unterdrückt, damit der Mensch frey bleibe. Einmal losgelassen von den Händen der Wenigen, in deren Gewalt es steht, den Krieg zu fesseln, wüthet er gleich den Naturgewalten fort, zerstört, wo er Zerstörbares findet, tritt nieder, was sich ihm entgegenstellt; nimmt, gleich einem reißenden Strome,

den Lauf, wo die Ufer durchbrochen sind, und lenkt sich schonend weg, wo er die Dämme stark genug findet, ihn aufzuhalten.

„Wenn eine weise Güte die Welt regiert, warum — so hatte Voltaire in seinem berühmten Gedicht, über das Erdbeben in Lissabon gefragt — warum entzündete sich jener furchtbare Schlund gerade hier? Warum spie er nicht seine Flammen in irgend einer Einöde aus? Warum eben da, wo ungeheure Palläste und Wohnungen über ihm standen, wo Tausende unter den Ruinen begraben wurden?“

„Und warum — antwortete ihm Rousseau — hatten die Menschen gerade auf diesen Boden viele tausend Häuser zu sechs und sieben Stockwerken aufgethürmt? Warum drängen sie sich überhaupt so unnatürlich in meilenlange Städte zusammen? Warum flohen sie doch, mit Vernunft begabt, nicht bey den ersten Erschütterungen? Warum ist es mit vielen Menschen dahin gekommen, daß sie sich selbst kaum etwas mehr werth sind, wenn der

Besitz nicht zugleich gerettet wird? — In Einöden und Wüsteneyen — unter wilden Völkern — da hätte der Vulkan ausbrechen mögen. Dann würdet ihr freylich alles in der Ordnung finden!" —

Wer hat von Beyden am meisten recht? *)

O laßt uns doch die Ordnung der Natur, entweder *nirgends* oder *überall* anerkennen! Die ewige Weisheit stört sie nie. Aber wir verblenden uns gegen die wahren Ursachen aller unsrer Uebel, und fordern Hülfe von oben, wo wir vor allen Dingen uns selbst helfen sollten. So verwahrlost die Unwissenheit unzählige Kranke, und klagt über die Härte des Schicksals, oder tröstet sich mit dem Willen der Vorsehung, statt die Mittel aufzubieten, der noch bezwingbaren Naturgewalt ihre Beute zu entreißen. So ergeben sich die Feigen dem, was sie Bestimmung, oder Nothwendigkeit, oder Gottes Willen nennen, statt durch das Aufbieten aller Kraft zu erforschen, ob ihr Un-

*) Man sehe Anmerkungen und Beylagen, Nr. 1.

tergang unabwendbar, oder ob ihm noch zu entrinnen sey.

Der Wahnglaube wird noch thörichter, wenn er, wie täglich geschieht, durchaus seine Ansicht der Begebenheiten zur Ansicht der Vorsehung macht. Man spottet der Schwachsinnigen, die, um nur irgend einen noch so kleinen Zweck leichter ausführen, irgend ein unbedeutendes Geschäft, das lediglich für sie eine Wichtigkeit hat, ungestört betreiben zu können, die Natur zu Sonnenschein oder Regen, zu Sturm oder Windstille bestimmen möchten, und wohl gar kindisch genug sind, Gebete darum zum Himmel zu schicken. Aber gleichen denn nicht die Ansprüche unzähliger Menschen, in Zeiten, wo sich große und furchtbare Ereignisse drängen, namentlich in Zeiten des Krieges, jenen verspotteten Wünschen? Gerade in denselben Standpunkt möchte er auch die Vorsehung versetzen. Wie jedem die Welt — wie jedem das Recht und das Unrecht, der Vortheil oder der Schade, das Verdienst oder die Schuld erscheint,

so, meint er, müsse dieß auch die höchste Weisheit beurtheilen. Wenn sein Vaterland, oft nur sein Wohnort — am Ende wohl gar nur sein Haus und Hof gerettet wird, so mag das übrige untergehen; — er wird dann die sichtbare Hand Gottes, die über ihm gewaltet hat, nicht ungerühmt lassen. Seine Feinde sind ja Gottes Feinde; seiner Freunde muß sich ja Gott annehmen. Gott kann nicht anders, wenn er gerecht seyn, wenn man an seine Weltregierung glauben soll.

Aber — möchte man solche voreilige, selbst durch das wiederholte Mißlingen ihrer Erwartungen nicht belehrte Urtheiler fragen — wie würdet ihr dann wohl sprechen, wenn ihr in einem andern Lande gebohren wärt, in einem andern Orte lebtet, eure bürgerliche Existenz gerade von dem entgegengesetzten Gelingen abhängig wäre? Eben so möglich war es doch, daß ihr unter andern politischen Verhältnissen die Bundesgenossen der Macht wurdet, die, selbst noch vor wenigen Monaten euch freundlich zugethan, nun als Feind gegen euch heran=

zieht. Denn ihr müßt es ja wissen, und selbst die neueste Geschichte muß euch daran erinnern, daß es oft von einem einzigen Entschluß, einer einzigen vielleicht richtigen, vielleicht auch irrigen Ansicht der Machthaber abhängt, ob die Heere des Nordens oder des Südens für euch oder wider euch auf den Kampfplatz ziehen sollen. Gesteht es doch nur, daß es bloß auf diese nicht zu berechnenden, von euch selbst oft gemißbilligten Bündnisse oder Trennungen ankommt, wie ihr die Völker betrachtet, und ob ihr ihnen segnend oder fluchend begegnen wollt. Und nach dieser euren wandelbaren Ansicht, soll nun auch sogleich die Vorsehung strafen oder helfen? Wenn der mächtigere Feind den schwächeren Staat, der uns befreundet war, zwingt, sich mit ihm zum Bunde zu vereinigen; wenn dieser schwächere Staat, der harten Nothwendigkeit weichend, nun die Heere und Waffen, die für uns stritten, gegen uns sendet, so soll ihn nun auf einmal die Rache des Allmächtigen treffen?

Dieser Glaube, wenn überhaupt das, was oft nur eine Redensart ist, ein Glaube genannt werden kann, tritt nirgends so sehr mit sich selbst in Widerspruch, als bey denen, die unaufhörliche Tadler der Rathschlüsse der Regenten der Erde, dennoch von der Gottheit erwarten, daß sie alles das, worin jene irren und fehlgreifen, wieder gut machen, und den verkehrtesten Unternehmungen einen glücklichen Ausgang geben solle. Und doch — wer hat nicht in diesen Zeiten der Verwirrung Urtheile und Forderungen dieser Art in Menge gehört? Man hat laut die Schwächen, die Verderbnisse, die halben oder falschen Maaßregeln des Staats, in welchem man selbst lebte, getadelt, und dennoch, statt die vermeinte Züchtigung natürlich zu finden, von Gott erwartet, daß er durch ein Wunder alle Verschuldungen ungeschehen machen, und den Uebermuth, der sich den Fall immer bereitet, dennoch durch Glück und Sieg belohnen solle. Um zehn Gerechter willen, meinte man, könne

ja auch wohl itzt noch Tausend Schuldigen verziehen werden *).

Aber gesetzt auch, es wäre in einzelnen Fällen leicht auszumachen, auf welcher Seite am meisten das Recht ist, wer darf sich denn herausnehmen zu bestimmen, wie früh oder wie spät das Recht über das Unrecht siegen müsse? Es geht gewiß bey vielen aus einer reinen Gesinnung hervor, wenn sie, empört durch das unendliche Elend, in welches grenzenlose Anmaßungen Einzelner die Völker stürzen, versucht werden zu glauben, die Stunde der Vorsehung müsse nun gekommen seyn, um die Geißel den Tyrannen zu entreißen, den Kriegen zu steuern in aller Welt, und mit dem Frieden die Freude und selbst die Tugend wieder zurück zu führen. Sie wollen ja wirklich, daß es besser werde unter den Menschen — wie sollt' es, meinen sie, das heiligste, das beste Wesen nicht wollen? Ihr Hoffen und Sehnen ist ja nur Folge des Eifers für die

*) 1 Mos. 18, 32.

Sache der Wahrheit, der Tugend und der Religion, die bey den Erschütterungen der Länder und Völker zu leiden scheint. Wie sollte denn die Vorsehung nicht gern vollbringen, was ihre Ohnmacht nicht vermag? — Und doch müßte sie die Erfahrung aller Zeiten längst belehrt haben, daß Gott anders regiert, als es oft die Besten und die Weisesten erwarteten; daß er gelingen läßt, was *ihnen* ungedenkbar schien, und mißlingen, wovon sie gewiß zu seyn meinten, daß es nicht mißlingen könne; daß folglich alle noch so gut gemeinten Ausbrüche des Glaubens und Vertrauens „*so müsse es kommen*“ „*bald werde Gott dazwischen treten*“ doch auf dem *Wahn* beruhen, als könne der Mensch jemals die Wege Gottes im voraus errathen.

Es sey fern von mir, hiedurch den Glauben zerstören zu wollen, daß alles, was uns drengt und drückt, ein gutes Ende erreichen werde. Fest soll der Mensch an diesem Glauben halten, ohne welchen er in dem Labyrinth des Lebens und der Geschichte nimmer einen Aus-

gang, nimmer eine Stätte findet, wo er ruhen kann. Daß nur nicht ein neuer Wahn uns ergreife, als ob die Vorsehung durch große, jedem menschlichen Auge recht sichtbare Ereignisse und Veranstaltungen, ihre Billigung oder ihre Mißbilligung aussprechen, und sogleich uns offenbaren werde, welches der letzte Zweck ihrer Zulassungen oder Fügungen war. Laßt uns den Fall wirklich annehmen, daß in einzelnen Fällen alles gerade so käme, wie wir es, wenn wir zu regieren hätten, verhängen würden; — laßt die immer glücklich seyn, auf deren Seite nach unsrer Ansicht allein das Recht ist; laßt die auf das schmählichste untergehen, von denen wir glauben, daß von ihnen die Erde gereinigt werden muß, würde selbst dieß uns schon berechtigen, darin ein unmittelbares Verhängniß der Vorsehung zu erblikken? Geneigt war freylich der Mensch von jeher, so zu urtheilen. Sah er doch in den unverschuldetsten körperlichen Uebeln, von der

Gottheit aufgedrückte Zeichen ihrer zürnenden oder strafenden Macht. Selbst unter den Christen waren viele uneingedenk, welche Antwort ihr Meister auf die Frage seiner Schüler über den Blindgebornen gab: „Weder er noch seine Eltern haben gesündiget!“ und seines bedeutungsvollen Ausspruchs, als ein einstürzender Thurm viele Menschen unter seinen Trümmern begrub: „Meint ihr, die Erschlagenen wären größere Sünder gewesen, als die Verschonten? Ich sage nein!“ So bald es sie dünkte, ein einzelner Tyrann, ein Verfolger, ein Unterdrücker, oder ein ganzes Volk sey reif zur Strafe, und ihm begegnete nun, was vielleicht zu gleicher Zeit andern, die man schuldlos nannte, begegnet war, so blieb ihnen kein Zweifel, daß sich die rächende Gottheit durch augenscheinliche Gerichte angekündigt habe. — Sogar den meisten Kriegserklärungen und Tagesberichten muß dieser Wahn Worte und Wendungen leihen. Jeder Theil giebt sich, trotz des ruchlosesten Unglaubens, dennoch den Schein, überzeugt zu seyn, die Vorsehung müsse

auf seiner Seite seyn, werde für seine Sache streiten, und durch „den Donnerton der Entscheidung" offenbaren, daß sie nur der guten Sache beystehe, auch im Getümmel des Kampfs, und auf den blutigen Feldern der Menschenschlacht.

Der mühsame Fleiß mancher frommen Schriftsteller, denen es ein ganzer Ernst war, die Vorsehung vor dem Gericht der Menschen zu vertheidigen, hat es von jeher versucht, durch die Geschichte zu bestätigen, was den beschränkten Vorstellungen der Menschen nothwendig schien. Es konnte ihnen auch leicht gelingen, auf dem unermeßlichen Felde geschichtlicher Begebenheiten, eine große Anzahl von Beyspielen aufzufinden, nach welchen den Guten und den Bösen widerfuhr, was ihre Thaten werth waren, und in denen also ein sichtbares Walten der Vorsehung unverkennbar schien. Wenn es nur dem Zweifler nicht so leicht wäre, gerade eben so zahlreiche Beyspiele des Gegentheils aufzustellen, vielleicht wohl gar gegen einen Fall, wo die Vorsehung unmittelbar

gerichtet zu haben scheint, zehn andre zu setzen, wo ihre Offenbarung immer erwartet, und nie, was man hoffte, gekommen ist. Wenn auch alles, was uns Lactanz, nicht ohne leidenschaftliche Bitterkeit, von dem Tode der Christen-Verfolger erzählt *), die Prüfung der historischen Kritik aushielte, — würde nicht ein Antilactanz ein viel stärkeres Werk schreiben können, von den Siegen der Gewalt über das Recht, von den Triumphen der Tyrannen und dem Glück der Bösen bis an ihr Ende? Würde nicht ein Zweifler aus unserm Zeitalter, gleich dem Epikureer in Plutarchs Schrift: „von der späten Rache der Gottheit" **), den anmaßenden Gottesvertheidiger auf jede alte und neue Welt- und Völkergeschichte verweisen, und ihn auffordern dürfen, alle die zahllosen Widersprüche zu lösen, welche die immer wiederkehrenden, immer von der Vorsehung geduldeten Greuel,

*) S. Anmerk. u. Beylagen Nr. 2.

**) S. Anmerk. u. Beylagen Nr. 3.

und die Unterdrückungen der Besseren, in jedem nachdenkenden Gemüth wecken müssen? Solche Beyspielsammlungen zur Rettung der göttlichen Weltregierung, haben, wie viel edler auch die Absicht seyn mag, doch vieles gemein mit Büchern von Träumen, Ahndungen, Visionen und Wundercuren. Man kann alles, was sie uns als Thatsachen erzählen, zugeben, und doch ist nichts dadurch für den Beweis gewonnen, daß der Traum, daß die Ahndung, daß die Wundermittel mit dem Erfolg und mit der Genesung in dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen stehen. Denn auch hier kann man tausend Beyspiele ganz andrer Erfolge entgegen stellen, und das ganze Resultat läuft auf ein zuweilen sich ereignendes Zusammentreffen des Aehnlichen mit dem Aehnlichen hinaus, das uns vielleicht gerade darum so merkwürdig erscheint, weil wir im gewöhnlichen Laufe der Dinge solche Beziehungen und solchen Zusammenhang wahrzunehmen nicht gewohnt sind.

„Aber — wirft man vielleicht ein — wäre denn auch wirklich der Glaube an eine zuweilen erfolgende sichtbare Dazwischenkunft der Vorsehung, an unmittelbar von ihr veranstaltende Rettungen aus großen Nöthen, oder an furchtbare Gerichte über die sichern und übermüthigen Frevler, wäre denn auch dieser Glaube nur ein Wahn — so muß man doch gestehen —

ein Wahn, der uns beglückt,
wiegt eine Wahrheit auf, die uns zu Boden
drückt.

Und muß es uns nicht zu Boden drücken, wenn man uns in einer Welt voll Verwirrung auch den Trost noch wegphilosophiren will, daß, eh wir es meinen, die Vorsehung eingreifen, alles wieder plötzlich ändern, dem Unterdrückten helfen, die Stolzen erniedrigen, den Uebermuth beschämen und der gerechten Sache den Sieg verschaffen werde? Sey es also am Ende ein Wahn — so bald er beruhigt, so ist er wohlthätig. Er kann doch erfüllt werden — dann wird der Glaube gestärkt; und würde er

es nicht, so wird ein frommer Sinn sich immer wieder zurecht zu finden, und unter die gewaltige Hand Gottes zu demüthigen wissen.

Laßt uns nur einander verstehen! Die Hoffnung auf die Vorsehung ist kein leerer Wahn, und ihre Erfüllung ist irgend einmal gewiß zu hoffen. Aber daß wir die Wege vorzeichnen, daß wir die Zeit bestimmen, daß wir von dem zu reden wagen, was Gott thun müsse, — daß wir das für unmöglich halten, was gleichwohl täglich geschieht — darin, nur darin liegt der Wahn. Denn

Gott geht unter den Menschen
seinen verborgenen Gang —

und darum sind

unbegreiflich seine Gerichte,
unerforschlich seine Wege!

IV.

IV.

Der rechte Glaube an die Vorsehung.

Wenn ihr nicht Wunder und Zeichen sehet, so glaubt ihr nicht.

Nicht sehen und dennoch glauben — das mag dem Dünkel der Menschen Aergerniß und Thorheit scheinen; es ist doch das eigentliche Wahrzeichen des kindlich frommen Sinnes, der mit der höchsten Ausbildung des Verstandes so wohl bestehen kann. Denn die Schranken seines Wissens anerkennen, das ist Weisheit, und sich fern halten von der thörichten Anmaßung, die Tiefen der Gottheit zu erforschen, das ist Verstand.

Was hat man nicht zu allen Zeiten vermuthet, behauptet und gestritten über die Plane der Weltregierung, über die Zwecke der Vorsehung, über die Bedeutung einzelner Begeben-

heiten? Wohin hat sich Vernunft und Unvernunft verirrt, sey es über die Bestimmung des Menschen überhaupt, oder Einzelner aus der Masse? Werkzeuge in Gottes Hand sind sie wohl alle — wie alles in der Natur Mittel ist, zu seinen Zwecken. Aber was die Werkzeuge für die Gegenwart oder für die Zukunft ausrichten, wenn erfolgen soll, was oft Jahrhunderte früher vorbereitet werden muß, das kann und wird der Mensch nicht ergrübeln, dem nur eine kurze Spanne Zeit zugemessen ist, und der in dem Moment seines Erdenlebens nur den kleinsten Theil des Fadens erblickt, durch den die ewige Weisheit, in deren Hand er liegt, Ereignisse, die in der Zeit Jahrtausende trennen, dennoch wieder an einander knüpft.

Ist es nun gleich, bey diesem Bewußtseyn unsrer Unwissenheit, nur der Glaube und das Vertrauen auf eine höchste Weisheit, die uns von jeder Verknüpfung endliche herrliche Auflösung erwarten läßt, so giebt es doch eins wenigstens, was wir in der moralischen wie in

der physischen Weltregierung deutlich, und je mehr wir unser Nachdenken üben, immer deutlicher einsehn können, und worin allein schon der rechte Glaube an die Vorsehung einen sehr festen Grund findet. — Es ist der nie unterbrochne Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung; also gerade das, wovon der Wahnglaube oder der Blödsinn alle Augenblicke eine Ausnahme wünscht, so bald es nur sein Vortheil ist, daß die ewige Ordnung der Dinge unterbrochen werde. Diese ewige Ordnung betrachtet der Forscher der Natur mit einem heiligen Erstaunen. Wie es das Studium seines Lebens ist, sie in ihren einzelnen Gesetzen zu entdecken, so ist sie, wenn ein frommer Sinn in ihm wohnt, der nur leider zu oft neben dem Wissen verschwindet, der unaufhörliche Gegenstand seiner Anbetung. — Aber sie herrscht nicht bloß in der physischen Welt. Sie herrscht, wie dort, auch in der moralischen.

Auch hier geschieht nichts von ohngefähr, wie oft es uns auch so scheinen mag. Das Spätere ist immer die nothwendige Folge

des Früheren, und in der Gegenwart liegen alle Keime der Zukunft.

Darum ist eben denen, die mit einem unbefangenem Geist auf die Zeichen ihrer Zeit achten, vieles, was sich ereignet, nicht unerwartet und wundersam. Sie sahen längst kommen, was andre in ihrer Unachtsamkeit oder in ihrer Verblendung überraschte; sie kannten die Saat der Zeit, und sie wußten, was der Mensch säet, das werde er erndten. Ihr Glaube an die Vorsehung war nicht der leere Wahn, als werde sie durch Wunderthaten gut machen, was die Menschen verdürben. Es war vielmehr die Ueberzeugung, daß Gott die Menschen belehrt und erzieht, indem er sie büßen läßt, was sie verschuldet haben, und daß, mögen sie nun achten auf die Lehre und auf die Zucht, oder nicht darauf achten, in beiden Fällen der Erzieher gerechtfertigt ist.

Gerade das also, was in diesen Zeiten des Unglücks, der Verheerung und der Auflösung, in so manchen Menschen den Glauben an den Einfluß einer höheren Macht und Güte er-

schüttert hat, könnte ihn, in seinem rechten Sinn, am meisten befestigen.

Daß physische Schwäche der Kraft, daß die Ohnmacht der Gewalt, der Ueberlegenheit der Menge, die kleinere Zahl gewöhnlich unterliegt, dieß findet niemand befremdend. Schon darum also darf uns, wenn wir die Natur nicht umkehren wollen, vieles, was wir erlebt haben und noch täglich erleben, nicht unerwartet seyn. War es je anders in der Welt? Und wenn es anders schien bey uns, lagen die Ursachen nicht am Tage?

Daß großer Verstand, daß längere Erfahrung, daß energische Ausdauer überall größere Dinge thut, als der beschränkte, der ungeübte, der leicht ermüdende Mensch zu thun vermag — auch darin erscheint dasselbe Gesetz einer physischen Nothwendigkeit. Das Gegentheil würde zu dem Wunderbaren gehören.

Soll nun im Moralischen nicht eben diese Ordnung herrschen? Soll da allein kein Zusammenhang seyn zwischen der Ursach und der Wirkung?

Den Schrecken der Natur, den Zerstörungen der Elemente, der Wuth entfesselter Leidenschaften, die gleich jenen sich entzünden und verheeren, kann niemand ganz ausweichen. Aber es giebt tausend und aber tausend Uebel, die allein auf die Rechnung des Menschen kommen. Zwar treffen auch sie dann zugleich den Unschuldigen; aber für ihn sind sie, was eine Krankheit, der Sturz von einer Anhöhe, das Begrabenwerden unter einer Schneelawine, was die Zertrümmerung seines Körpers oder seines Eigenthums ist. Nichts mehr als dieß; keine Strafe des Himmels, keine Rache, die nur der Schuld folgt. Sie gehören zu den Bedingungen, unter denen der Mensch ins Leben gebohren ward; sie waren unzertrennbar von einer endlichen Welt, wie die Geburtsschmerzen, unter denen er ins Leben trat, wie die Krämpfe und Zuckungen, mit denen, was Irdisch in ihm ist, enden muß. Kommen sie aber verschuldet auf das Haupt der Schuldigen, so laßt uns doch dann wenigstens glauben lernen an eine Gerechtigkeit, der zuletzt keiner

entrinnen mag. Sie sprechen laut für die ewige Ordnung, wonach untergehn muß, was den Keim seiner Zerstörung in sich trägt. Wehe nur dem, der ihn nährte, wo er ihn hätte vertilgen können!

Es scheint auch, die große Lehre der Zeit hat endlich viele zu dieser Einsicht gebracht. Sie haben nicht bloß in dem Glück der Sieger den Grund so manches Unglücks der Besiegten gefunden. Sie haben selbst nur zu spät die geheimen Wunden aufgedeckt, an welchen so manches, was eine täuschende Röthe der Gesundheit an sich trug, verbluten mußte. Sie haben, als ob ihnen nach einer langen Blindheit plötzlich die Augen geöffnet würden, auf einmal alle die morschen Pfeiler, die schon aus einander gegangenen Fugen eines Gebäudes erblickt, das unzerstörbar schien. Selbst von denen, welche unglücklich und gedemüthigt zugleich dastanden, haben es viele laut ausgesprochen, daß der Fall auf solchen Uebermuth, solchen Dünkel und solchen Egoismus folgen mußte.

Ist also nicht die Geschichte der Zeit, auch von dieser Seite, nur ein neuer Beweis für die Regierung einer weisen und gerechten Vorsehung, und findet der rechte Glaube an sie nicht eine Stütze mehr, gerade in allen dem Jammer und Elend, wovon ein so großer Theil verschuldet war? Oder wäre es zu reimen mit der ewigen Ordnung der Dinge, wenn der Sicherheit, dem Stolz, der seinen Feind verachtet, statt ihm Kraft entgegen zu setzen, der Erschlaffung, der Sorglosigkeit, dem Unverstande, oder wohl gar der Verrätherey gelänge, was nur der Wachsamkeit, der Vorsicht, der Energie, dem hohen Verstande und dem echten Ehrgefühl gelingen kann? Nein — Gott ist nicht mit denen, die sich selbst verlassen *)!

Fürchtet nicht, daß ich einstimmen werde in das verächtliche Geschrey jener, die der Gefal-

---

*) Nought ſhall make us rue
If England to itſelf do rest but true.
Shakeſpear. King. John.

lenen höhnen, und schmähend die verunglimpfen, die ihnen, wie sie meinen, nicht mehr schaden können. Wo verächtliche Leidenschaften, wo der Eigennutz, die Gewinnsucht, wo die Schadenfreude sich zu Gericht setzt, da ist kein unparteyisches Urtheil zu erwarten. Aber es giebt eine reine Selbsterkenntniß und eine fromme Trauer um die Verschuldungen derer, denen man angehörte, und es schmerzt nur tiefer, wenn man auch die Wackern und Trefflichen untergehn sieht, durch die Verbrechen von Menschen, denen sie, mehr gutmüthig als scharfblickend, vertrauen zu können meinten.

„Wenn denn nur, sagt ihr, die allein litten, die durch schlechten Rath, durch selbstsüchtige Anschläge, durch Feigheit und Verrätherey das Unglück auf sich gezogen haben. Aber warum gehen die Besseren zugleich unter? Oder — setzt man hinzu — wenn nur die Besseren auch die Mächtigeren würden; wenn durch die gewaltsamsten Umwälzungen der Dinge, nur eine neue glücklichere Zukunft für die Uebrigbleibenden hervorginge! Aber

wenn der Unschuldige leidet mit dem Schuldigen, wenn die Revolutionen nur neues größeres Unglück im Gefolge haben — woran soll sich dann der Glaube an die Vorsehung halten?"

Nicht an etwas Sichtbares — aber an das Unsichtbare und Ewige! Nimmer kommen wir aus, wenn wir, was gar keinen innern Zusammenhang hat — das Glück der Erde und die Tugend — durchaus mit einander verbunden sehn wollen. Alles, was bloß Wirkung ewiger Naturgesetze ist — mögen sie den Körper oder Geist beherrschen — das geht seinen unaufhaltsamen Gang. Aber daß dem, der mit einem reinen Herzen und einem freyen kräftigen Geiste, sich zu erheben weiß über jede Gewalt der Natur und des Schicksals, alles, was ihn trifft, zum Besten dienen muß, indeß der Schuldige verzagt; daß sich gerade mitten in den Stürmen des Unglücks das Göttliche in dem Menschen am herrlichsten bewährt, daß sich denen, die nur ihres höheren Ursprungs nicht vergessen, eingedenk welch einer andern Welt, als dieser verwüstbaren, sie angehören,

alles in Heil und Segen verwandelt, — das stützt und stärkt den rechten Glauben an Gott und seine ewig waltende Vorsehung.

Je größer der innere Gehalt und Werth eines Menschen ist, desto weniger haben wir Ursach für ihn besorgt zu seyn, wenn er leidet. Er besteht gewiß in der Prüfung. Auch ist die tröstende Ansicht des Menschenlebens und der Menschenschicksale, als einer Erziehung der Vorsehung, worin sich die Weisen des Alterthums mit unsern heiligen Schriften begegnen *), allein schon fähig, einen großen Theil der Zweifel zu lösen, welche in Zeiten wie die unsrigen, die Gemüther beunruhigen. Wem diese religiöse Ansicht der Zeit fehlt, dem wird allerdings vieles dunkel bleiben, oder ein blindes Schicksal, folglich ein erklärter Unglaube das Ende seines Nachdenkens seyn. Aber wenn der Vater aller Wesen, der den Sternen ihre ewige Bahn und den Blumen des Feldes die festen Zeiten ihres Blühens und

*) S. Anmerk. und Beylagen Nr. 4.

Welkens vorgezeichnet hat, die Geister wie Kinder der Freyheit erzieht, in denen die Keime für eine Bildung liegen bis ins Unendliche, wenn er als Erzieher, zwar bald milder, bald ernster und strenger mit ihnen verfahrend, dennoch ihr inneres Wesen sich frey und selbstständig entwickeln läßt zur Vollkommenheit — was kann uns dann befremden in allem, was ihnen begegnet und auf sie einwirkt? — Bildet nicht an ihnen der Schmerz wie die Freude, die Furcht wie die Hoffnung, das Glück wie das Elend?

Laßt uns doch nicht immer haften an der Außengestalt, und getäuscht durch den ersten Eindruck, des höheren Bildungszwecks vergessen, der in jeder Zeiterscheinung liegt.

Soll denn der Mensch, was ihm begegnet, an sich vorübergehen lassen, wie die vernunftlosen Wesen, oder die leblosen? Soll er unbeweglich und unbewegt da stehen, wie der Fels am Meere, gleichgültig ob sich Wellen an ihm brechen, Ungewitter um ihn stürmen oder sein Haupt in Sonnenstrahlen glänzt, und seinen

Fuß ein heller Spiegel umgiebt? Haben doch die Schrecken der Natur, die Gewalten der Elemente, das Toben der Wellen, die Stürme des Oceans, die Blitze des Himmels, die Ungeheuer der Erde und der Meere seinen Verstand aufgeregt. Hat er doch Mittel erfunden, sich gegen sie zu schützen, Waffen, sich zu vertheidigen, leitende Sterne, den nie irrenden Magnet, um sich zurecht zu finden in den Fluthen der Weltmeere. Auch jene Uebel, die von den menschlichen Leidenschaften ausgehen, die Befehdungen und die Kriege haben ihn zu Künsten, Wissenschaften und Kraftäußerungen geführt, die traurig sind in ihrer Bestimmung zu schaden und zu vernichten, aber dennoch bewundernswürdig als Erzeugnisse großer Anstrengungen eines hohen, mächtigen Geistes, der selbst das Unüberwindlichste zu besiegen weiß. So hat der Mensch, da die Vorsehung ihn überall mit der Noth und dem Unglück im Kampf brachte, seinen Verstand und seine Kräfte kennen gelernt, sie mannichfach geübt, und dem Zustande eines weichlichen und dumpfen Hinbrütens entrissen.

Aber ist er denn bloß Verstand? Hat er bloß die Anlage zum Erkennen? Nicht auch zum Empfinden, zum Handeln? Keinen Sinn für das Rechte und Gute? Keine Ahndung des Unendlichen und keine Sehnsucht, sich nach und nach losmachen zu können von allen Beschränkungen des irdischen Lebens?

Dazu benutzt der rechte Glaube an Gott die Wechsel der Zeit. Auch die Trübsal ist ihm ein sich Annähern und Eingehn in das Reich Gottes, das nicht außer uns, sondern in uns ist. Was Gott bey dem Großen, dem Ungeheuren, was er geschehen läßt auf Erden, für letzte Zwecke habe, wie vielleicht in ihnen vorbereitet werde, was nach zehn Menschenaltern herrlicher hinausgeführt dastehn soll, das will er nicht ergrübeln, weil er es nicht vermag, weil ihm schon genügt zu wissen, daß die Gedanken des Allwissenden unendlich höher sind, als die Gedanken der Mächtigsten auf Erden, und daß es dem Allmächtigen eben so leicht ist, jenen Maaß und Ziel zu setzen, als dem Meere zu gebieten — bis hieher sollst du kom-

men und nicht weiter! — Nur auf der Stelle, wo er steht, das Rechte zu thun, um den Posten zu behaupten, den ihm der Allregierer, dem er vertraut, angewiesen hat, das ist seine tägliche Sorge. Er hat so wenig wie der Seefahrer darauf gerechnet, daß er auf seiner Fahrt durch das Leben immer heitern Himmel und günstige Winde haben, so wenig als der Krieger, daß er ohne Streit und Wunden zurückkehren, und die Krone erringen werde, ohne sie zu erkämpfen. Darum überrascht ihn das Unglück der Zeit so wenig, als jenen die Stürme oder diesen der Feind. Er hört nur die Stimme Gottes im Sturm, und in dem Annähern des Feindes seinen Ruf, wachsam zu seyn und sich selbst nicht zu verlieren. Und wenn er denn sich — das ist sein wahres inneres Selbst gerettet hat, so frägt er nicht, wie irre geworden an Gottes Schickungen: warum hat mir die Vorsehung also gethan? — sondern das tiefe Gefühl seiner Kraft ist ihm die Bürgschaft, daß auch jede fernere Trübsal der Zeit nur der Weg sey zum Sieg und zur Vollendung.

V.

Die religiöse Ansicht der Zukunft.

Der Glaube blickt mit stillem Sinn,
auch in die dunkle Zukunft hin.

An einer besseren Zukunft, welche der drückenden Gegenwart folgen werde, hing von jeher des Menschen Hoffen und Sehnen. Selbst in den schönen Träumen von einer seligen Vergangenheit, die nichts von allen den Uebeln gewußt habe, unter welchen die Geschlechte der Menschen nun schon seit Jahrtausenden seufzen, erblickte man Vorbedeutungen einer künftigen Zeit, die jener gleichen würde, wie den Dichtern das erste Paradies auf Erden das natürlichste Bild des Paradieses im Himmel zu seyn schien. Irgendwo, meinte man, und irgend einmal, müsse eine goldne Zeit dem Menschengeschlecht werden. Sie

sey

sey entweder vorüber, oder sie werde noch kommen.

Wie die Neigungen verschieden, und verschieden wie die geistige Bildung, waren denn auch die Vorstellungen von dieser seligen Zeit. Bloß auf ein freyes und fröhliches Sinnenleben, rechneten freylich die Edleren unter den Menschen nie; sie rechneten vielmehr auf eine Befreyung von dem, was ihnen selbst die Ueberwindung des Sinnlichen noch oft so schwer machte. So irdisch gesinnt der größere Theil derer war, die ein Messiasreich auf Erden erwarteten, so waren die echten Israeliten doch schon der Meinung, daß die höchste Wohlthat, die der Erwartete bringen könne, die sey, „befreyt zu werden von ihren Sünden."

Wem Aufklärung des Verstandes das Höchste ist, der hofft das goldne Zeitalter nicht früher, als bis sich Licht und Erkenntniß der Wahrheit über die ganze Menschheit verbreitet haben, bis aus allen Classen und Ständen die Unwissenheit und der Irrthum verschwunden seyn werde. — Je nachdem die Ansicht eines

jeden von dem Wahren ist, das sich alle rühmen gefunden zu haben, je nachdem gestalten sich auch die Begriffe von dem Licht, das ausgehen soll über die Menschheit. Hume und d'Alembert und la Lande würden wahrscheinlich nicht eher an eine allgemeine Erleuchtung geglaubt haben, als bis der letzte Funke des Glaubens an Gott erloschen; dagegen mancher Eiferer für eine allein seligmachende Kirche nicht früher, als bis auch der letzte Erdensohn ein guter katholischer Christ geworden wäre.

Wem Erkenntniß und Wissenschaft wenig gilt, wem Ruhe, wem Beschaulichkeit und Erlösung von aller Macht der Sinne der Zustand scheint, den der Mensch erreichen müsse, um glücklich zu seyn, der sieht die bessere Zukunft nur da, wo sich nichts mehr treiben und drängen, wo kein Kampf und Streit mehr zu bestehen seyn, wo ein ewiger Friede herrschen, und die Welt einem Kloster gleichen wird, in welchem man betet und singt, und sich übrigens einer behaglichen Muße hingeben kann.

Wer engeres Herzens ist, und, wenn er vom Heil der Menschheit redet, eigentlich nur an sein Heil denkt, wäre zufrieden, wenn nur in seinem Kreise die alte Ordnung, an die er gewöhnt war, zurückkehrte. Laßt wohlfeile Zeit seinem Wohnort wiederkehren, laßt sich nur die Schrecken des Krieges von den Grenzen seines Landes entfernen, laßt die wieder frey regieren, von denen er regiert seyn will, — kaum wird er etwas mehr begehren. Ist nur ihm der bessere Zustand gekommen, er tröstet sich bald, sollte auch für andre Nationen die schrecklichste Gegenwart begonnen haben.

Wem Liebe, tiefe innige Menschenliebe den Busen füllt, wem nur wohl ist, wenn er keinen mehr leiden sieht, dem ist ein allgemeiner Friede, ein Zustand, in dem von Armuth und Noth, von Entbehrung, von Trennung, von Kummer und Schmerz nicht mehr die Rede wäre, der süßeste Gedanke, und er täuscht sich gern mit der Hoffnung, daß dieser Himmel voll

Seligkeit wohl noch einst herabsteigen könne auf die jetzt so jammervolle Erde.

Solche schöne Hoffnungen auf allgemeine Erleuchtung, Beglückung und Veredlung der Menschheit, — mögen sie sich nun ausdrücken in Thränen der Wehmuth, daß sie noch immer säumt, diese selige Zeit, oder mag sie den Frommen zu einer heiligen Begeisterung entflammen, in der er dem Himmelreich Gewalt thun möchte, daß es endlich herbeykomme *), — sie bleibt immer das Wahrzeichen eigner Veredlung, und wenn nichts dadurch gewonnen wird für das Ganze, so hat wenigstens der Mensch, der so empfindet, die bessere Zeit schon in sich selbst erschaffen. Dächten alle wie er, so wäre sie für alle gekommen.

Aber wenn wird es der allregierenden Vorsehung gefallen, diese Wiedergeburt der Menschheit zu einem schönen Leben voll Wahrheit, Tugend und Liebe wirklich herbeyzuführen? Oder wird sie niemals kommen? Wie lange

---

*) Matth. 11, 12.

haben sie uns schon die Seher verheißen, die Weisen bewiesen, die Dichter mit ihren Liedern begrüßt! Wie geneigt sind wir gewesen, in jeder erhebenden oder tröstenden Erscheinung die Vorbedeutung ihrer Ankunft zu finden, wie in einem lichten Sonnenblick die nahe Aufklärung des ganzen Himmels! Aber wie oft hat er sich gerade dann noch mehr verdunkelt, wenn wir am freudigsten hofften!

Soll ich reden, wie es mir ums Herz ist, oder soll ich nicht lieber in seinem tiefsten Grunde verhehlen, was doch Einzelne betrüben könnte? — Doch wer mag die Wirkung seiner Rede berechnen? Auch die leeren Hoffnungen, wie sehr sie uns schmeicheln mögen, haben ihre Nachtheile, und lassen uns oft zu sehr in der Gegenwart übersehen, oder für die Gegenwart versäumen, was wir, uns ewig täuschend, von der Zukunft erwarten.

So laßt es mich denn nur offen gestehen, daß ich durchaus keinen haltbaren Grund für einen sicher zu erwartenden Fortschritt zum Besseren finden kann, dessen sich einst die

ganze Menschheit in allen ihren Classen und Individuen zu erfreuen haben werde, so wenig zu verkennen ist, daß der Mensch bald hier, bald dort der Vollkommenheit näher kommt, und in diesem Sinn die Veredlung einzelner Naturen und die Entwickelung immer neuer Keime des Göttlichen, das in der Menschheit liegt, das erfreuliche Resultat der Geschichte ist *). Uebrigens aber finde ich, so weit ich auf sichrem Boden eben dieser Geschichte unsres Geschlechts stehe, nur einen immer wiederkehrenden Wechsel des Lichts und der Finsterniß, der Herrschaft des Guten und des Bösen, wie des Kriegs und des Friedens, wie des Steigens und Sinkens der Nationen. Einzelne Völker, wie einzelne Menschen, arbeiten sich aus dem Zustande thierischer Stumpfheit oder Verwilderung, zu einem Zustande der Cultur heraus, und mit der Cultur entwickelt sich — zwar mit unter auch Schlechtes und Verderb-

*) Zur nähern Bestimmung dieser Stelle und zur Vermeidung mancher Mißverständnisse, deren sie ausgesetzt war, sehe man die 5te Beylage.

liches — aber daneben auch alles Herrliche ihrer Anlagen, und es gedeiht um so fröhlicher, je größer der Verein derer wird, die sich zugleich ausbilden und veredeln. Aber die höchste vollste Blüthe dauert unter demselben Volk selten lange, und die Klagestimmen „über das Herabkommen der Zeit, und die sich verschlimmernde Nachwelt" fangen oft schon da an sich zu erheben, wo man meint, gerade die schönste Epoche sey kaum im Beginnen. Was berechtigt uns nun zu hoffen, daß es je anders seyn werde?

Doch laßt uns annehmen, es könne wenigstens für einzelne Völker gerade das glückliche Zeitalter wiederkommen, das uns in der Geschichte der Vorzeit so freundlich anlacht — waren denn auch diese gerühmten Zeitalter wirklich so glücklich, wie unsre Phantasie sie träumt? Diese ist immer geneigt, in der Begeisterung für irgend eine alte Zeit, in der sie gerade am meisten lebt, nur die helle Seite zu erblicken, und sich die dunkle zu verbergen. Ist es die Zeit der höchsten griechischen und rö-

mischen Cultur, von der man meint, damals hätten die Menschen ein schöneres Leben geführt als wir — wie oft wird da die höhere Cultur des Geistes durch Wissenschaft und Kunst mit der moralischen Veredlung verwechselt! Das begegnet so leicht den Bewunderern des Alterthums. Sie wähnen, wenn es nur möglich wäre, den alten Geist, der uns in den Werken der redenden und bildenden Künste so mächtig ergreift, aufzuwecken, und die entflohnen Götter noch einmal zurückzurufen — dann würde auf einmal der Menschheit geholfen seyn. Sie vergessen alles des Elends, aus welchem zum Theil das Große und Bewunderte selbst hervorgegangen ist; der Millionen unglücklicher Sclaven, durch die es den Machthabern allein möglich ward, die Riesenanlagen der Kunst oder des Genies hinauszuführen; die tausend und aber tausend der Unterjochten, die das Opfer werden mußten, ehe jenes Zeitalter Werke für die Ewigkeit aufstellen konnte. Sie erinnern sich nicht, daß es nur zu oft den Menschen, die das Schöne am trefflichsten darzustellen oder zu

würdigen wußten, an dem Schönsten fehlte, nämlich dem Sittlichen. Oder ist es die Zeit, von der man rühmt, daß noch vaterländischer Biedersinn, Kraft und Treue herrschend war, so übersehen sie parteyisch alle die zum Theil schrecklichen Uebel des Aberglaubens, der Rohheit und Barbarey der Sitten, die sich so oft zu jenen gerühmten Tugenden gesellten, und ein Paar recht edle Züge aus solcher Zeit, könnten sie wünschen machen, das Jahrhundert des ritterlichen Faustrechts möchte wiederkehren. — Sind es fromme Gemüther, die sich gern beschäftigen mit der Periode des ersten Eifers im Christenthum, so will es sie dünken, ihre Rückkehr wäre, selbst mit Märtyrerblut erkämpft, nicht zu theuer erkauft. Damals habe sich der Mensch selig gefühlt in seinem Glauben und in seiner ersten Liebe, damals sey das Glück der Seligen schon in der Gemeine der Heiligen auf Erden zu finden gewesen. Die lauten Klagen der ersten Verkündiger des Evangeliums, die grellen Kontraste des Lebens und Sinnes so vieler Glieder dieser ersten Ge-

meine, werden vergessen über der kleinen Zahl der Auserwählten.

So erscheint jede entfernte Zeit uns immer in einem helleren Licht als die Gegenwart.

Käme es daher auch wirklich dahin, daß irgend eins der gerühmten Zeitalter, die uns als Ideale vorschweben, zurückkehrte wie es war, — die Menschheit im Ganzen würde um nichts glücklicher seyn.

„Dieß auch zugegeben, sagt ihr, warum soll es doch dem, dem nichts unmöglich ist, nicht auch möglich seyn, eine Zukunft erscheinen zu lassen, in welcher alle jene Uebel der Vorzeit endlich verschwänden, und nur das Bessere bliebe — das wahre Reich Gottes, um das wir täglich bitten sollen, daß es komme?“

Daß die eigentlichen Naturübel nie aufhören werden — das hofft doch wohl niemand im Ernst. Es leuchtet jedem in die Augen, wie unzertrennlich sie von der Ordnung und den Einrichtungen der Natur selbst sind. Nun raffen aber die Seuchen eben so viele hin, als die Schlachten, oft noch mehrere, und eine

im Sturm eroberte Stadt geht kaum so schreck-lich unter, als die im Erdbeben versinkende.

Es bliebe also nur zu hoffen, daß die er-wartete Zukunft denen Uebeln ein Ende machen würde, die von den Menschen selbst und ihrer Verderbniß ausgehen. — Aber worauf stützt sich diese Hoffnung? Krankheiten des Körpers kann man ausrotten. Es ist der Kunst und Wachsamkeit gelungen, der Pest den Eingang zu verschließen. Denn sie wurde nur verbreitet durch Ansteckung, und gelänge es, den letzten Ueberrest ihres Stoffs zu vernichten, so würde sie ganz verschwinden. Aber wird nicht jeder sinnliche Trieb, wird nicht jede verderbliche Leidenschaft in ihrem ersten Keime mit dem Menschen gebohren? Und hat es nicht zu den unverkennbaren Zwecken seines Urhebers gehört, daß aus dem Kampf seines Geistes mit seinem sinnlichen Theil erst das neue Leben hervor-gehen soll, zu dem wir hoffen, daß sich früher oder später alle erheben werden, wo nicht hier, doch in einem künftigen Zustande der vollende-ten Entwickelung.

So lange also nicht erwartet werden kann, daß Gott des Menschen ganze Natur und Wesen durch ein neues Schöpfungswunder umschaffen werde, so wird es auch auf Erden bleiben wie es war, und alles, was wir von einer bessern Zeit hoffen, wird nur theilweise kommen, wie es von Anbeginn an, nur theilweise, bald unter diesem, bald unter jenem Volk gekommen ist.

Könnten wir uns nur auch hier von dem irrigen Gebrauch so mancher Worte entwöhnen, wollten wir nur so manchen dunkeln Begriff ins Klare bringen, wir würden uns weniger selbst täuschen. Wir setzen die Gegenwart der Zukunft entgegen, wie die Zeit der Ewigkeit. Als ob es einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden gäbe? Als ob nicht diese Gegensätze bloß Bezeichnungen von zufälligen Verhältnissen dessen wären, was in der Zeit lebt, oder als ob — was wir überhaupt die Zeit nennen, nach eben so bestimmten Abschnitten berechnet werden könnte, als das Leben nach seiner vierfachen Stufe, das Jahr

nach seinem vierfachen Wechsel. — Wir reden von einem Fortschritt der Menschheit, und es schwebt uns dabey immer die Täuschung vor, als ob das ganze Menschengeschlecht eben so wie ein Individuum betrachtet werden könnte, da doch jeder einzelne Mensch in sich selbst einem geschlossenen Ganzen gleicht, und Bildung eines Volks eigentlich nur das ist, was die größere oder kleinere Zahl der Einzelnen mit einander gemein hat.

Im Allgemeinen — sagt die große Lehrerin, die Geschichte — bleibt die Zeit sich immer gleich. Durchblättert doch nur die ältesten Sagen der Vorwelt — und nennt uns dann irgend eine Periode, wo alles besser, oder wo alles schlimmer war, als es jetzt ist. Die bekannteste, gelesenste unter allen Erzählungen fängt mit einem Brudermord an. So fließt schon an der Schwelle des Paradieses Blut, und wenn ist es seitdem nicht geflossen in Bächen oder in Strömen? In welchem Zeitraum gab es keine Eroberer, denen Menschenleben für nichts galt, wenn sie, unbeküm-

mert um das Glück ihrer Völker, nur ihrem Ehrgeiz die Opfer fallen sahen? Wenn hat man nicht, wie noch heute, Siegeshymnen und Jubellieder gesungen, wenn Tausende und Zehntausende gemordet waren, damit man nicht hörte das Klagegeschrey der Verstümmelten, und das Röcheln der Sterbenden? Oder wenn herrschte ein Friede so segenvoll, daß er zugleich allen geheimen Druck entfernt, vor dem langsamen Hinsterben frischer Kräfte, oder vor der Erschlaffung im entnervenden Wohlleben gesichert, und nicht vielmehr die neue Aufregung der Kraft durch Kampf und Streit beynah wünschenswerth gemacht hätte?

„Was ists — sagt der weise um sich schauende Prediger — was ists, das geschehen ist? Eben das, was hernach geschehen wird? Was ists, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird! Es geschieht nichts neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu! Dennoch ist auch das schon geschehen in den Zeiten, die vor uns gewesen sind. Man

gedenket nur nicht, wie es zuging zuvor; und also werden auch die, die nach uns kommen, nicht gedenken, wie es zuging bey uns."

Ist dieß das Resultat der Weltgeschichte und des unbefangensten Forschens, so kann es schwerlich zu dem Wesen einer religiösen Ansicht der Zukunft gehören, von der Vorsehung zu erwarten, daß sie uns oder doch dem kommenden Geschlecht mit parteyischer Hand geben werde, was sie allen vor uns, die sich darnach sehnten wie wir, versagt hat. Denn sagt doch selbst, die ihr Gott durch diesen Glauben zu ehren meint, klagt ihr ihn nicht stillschweigend der Ungerechtigkeit an? Zieht ihr ihn nicht wieder zu dem Menschlichen herab, und scheint ihm Vertheidigung zu geloben, wenn er sich nur künftig väterlicher beweisen wolle, wie man etwa einen harten Regenten, der im letzten Jahre milder herrscht, eine lange Reihe von Uebelthaten verzeiht? Oder worauf gründet sich der Anspruch, daß die kommenden Geschlechte nur die Früchte genießen sollen, indeß die früheren der schwüle Mittag des arbeit-

vollen Lebens versengt, und ihnen keine Erquickung gewährt hat? Großmüthig mag es von denen seyn, die alles Uebel auf die Gegenwart beschränken, alles Heil von der Zukunft erwarten, sofern sie sich selbst dabey wirklich vergessen können. Aber wäre es auch gütig von Gott und gerecht?

Mich dünkt, das rechte Hoffen auf ihn hat einen ganz andern Charakter. Ueberhaupt zu glauben, daß auch das Schlimmste seine Zeit und das Schrecklichste sein Maaß und Ziel habe, daß gewisse Uebel nur Zeitübel sind, und früher oder später nachlassen werden, — dazu bedarf es keines besondern religiösen Sinnes, und es ist nur der Fehler der Schwachen oder Leidenschaftlichen, wenn sie bey dem gegenwärtigen Unglück jeden Gedanken an eine Verbesserung des jetzigen Zustandes zurückweisen. Denn nicht nur die Geschichte der Vorwelt, ihre eigne mußte es sie ja schon so oft gelehrt haben, daß der Himmel sich oft weit schneller heiterte, als die dicken Gewölke es hoffen ließen, und daß sich aus

Rui-

Ruinen und Verheerungen ein herrlicher Bau erhob, der dem schon überall morschen und nur mühsam durch schwache Stützen erhaltenem Gebäude gar nicht zu vergleichen war. Aber in allem was geschieht, auch in dem, was das Schlimmste scheint, die Hand Gottes sehen, und fest überzeugt seyn, daß, wie es auch gekommen ist, und wie es noch kommen wird, immer Weisheit und Güte im Verein die Welt regiert, dadurch bewährt sich der stille religiöse Sinn, welcher einen Frieden in der Seele schafft, den eine kalte Philosophie über das Leben schwerlich geben kann.

Am wenigsten wird ein solcher Sinn uns ermüden lassen in dem Mitwirken zu einem besseren Zustande der Dinge. Wer könnte es wohl leugnen, daß in Zeiten allgemeiner Noth oder allgemeiner Zertrümmerung dessen, was kaum mit Mühe und Fleiß aufgebaut war, besonders aber bey der Wahrnehmung, wie die leibliche Noth den Geist fast unfähig macht, an irgend etwas anders zu denken, als was mit dem Irdischen am nächsten zusammenhängt,

daß in solchen Zeiten auch der regste Eifer für Förderung der Erkenntniß und Sittlichkeit ermatten, und wohl der Gedanke aufsteigen kann, man werde in ihrem Dienst doch seine Kräfte nur vergeblich zubringen. Denn es ist nur zu sehr durch die Erfahrung bestätigt, daß in solchen Perioden selbst die treuesten Jünger der Weisheit von den neuen Umgestaltungen der Dinge ergriffen werden, und das Interesse an dem verlieren, worin sie sonst einzig lebten; daß auf der andern Seite der unbefestigte und charakterlose Mensch sich hinreißen läßt von dem Leichtsinn, der das Innere der Menschen weit mehr zerstört, als der schlimmste einzelne Fehltritt. Kein Wunder denn, daß man geneigt wird, die für die Klügsten zu halten, die es über sich erhalten können, sich und die Welt zu vergessen, und im Wohlleben und Sinnengenuß die Neige der flüchtigen Zeit hinterzuschlürfen, da doch heut oder morgen das Ende kommen müsse *).

---

*) 1 Kor. 15, 32.

Aber gerade diese Betäubung oder diese Verwilderung ist es, vor welcher eine religiöse Ansicht der Zukunft bewahrt. Laßt uns hier gedenken der ewig denkwürdigen Menschen, die in allen Zeitaltern am thätigsten für die sittliche Veredlung ihrer Mitwelt gewirkt haben; derer insonderheit, deren Wirksamkeit eine religiös-moralische war. Finden wir sie etwa gerade in solchen Perioden, wo Friede von Außen, Ruhe von Innen und Stimmung der Gemüther für das Höhere, sie schon im Voraus das Gedeihen ihrer Aussaat ahnden ließ; oder finden wir sie da am häufigsten, wo der Staat ihren Bemühungen entgegen kam und kräftig unterstützte, was von ihnen für Verbreitung des Lichts und des Rechts unternommen ward? Gerade das Gegentheil! Eben dann, wenn es in der äußeren Welt am schlimmsten stand, wenn der Druck der Gewalt alles, was aufstreben wollte, niederzuhalten, alles höhere Streben unnütz zu machen schien, fühlten sie sich am meisten gedrungen, was nur von Kraft in ihnen war, aufzubieten,

jene äußere Gewalten zu besiegen. In der dunkelsten Nacht der Zeit leuchtete ihr Licht; wo schon ein allgemeiner Tod zu regieren schien, da offenbarte sich in ihnen eine Lebenskraft, die das Todte erweckte; wo die Geschlechte ihrer Zeitgenossen am tiefsten gesunken waren, da schien ihnen die Hülfe am dringendsten; und sie vollbrachten, was sie hofften, weil sie von Gottesliebe und Menschenliebe durchdrungen wirkten, was ohne diesen Sinn nimmer gelungen wäre. Denn sie unterstützte der Glaube, daß, wenn auch nicht im Allgemeinen die Zukunft besser seyn würde als die Gegenwart, doch der einzelne Mensch seine eigne verbessern könne, je mehr er sich unabhängig mache von dem Vergänglichen, und daß er in eben dem Grade seinen Brüdern auf Erden zu einem besseren Zustande verhelfe, in welchem es ihm gelinge, sie zu eben dieser Gesinnung zu erheben.

Wenn sich mit solchem Nichtermüden im Wirken die fromme Hingebung für das Gute vereinigt, wenn bey dem Gedanken an

die Zukunft diese Resignation in alles, was noch bevorstehen kann, vielmehr die Frucht des Glaubens an die ewige Weisheit und Güte, als eines abstumpfenden Gefühls der Ohnmacht ist, irgend etwas in der Zukunft ändern zu können, dann ist sie das, was die Weisesten und Frömmsten aller Zeit immer ausgezeichnet hat. Denn

der Weis' erwartet ruhig,
Was ihm senden die Vorsicht
Werde, Freud' oder Schmerz.
Du, dem's hier noch sich wölkt, du wähnst die Zukunft
Auszuspähen? Du Thor, wirst du denn niemals
Von ganz anderem Ausgang
Dir zum Heile gewarnt?
Lernst du niemals, daß du, ach durch die Hoffnung
Auch dich quälest? — Denn sie, wenn sie nun scheidet,
Reicht im größeren Kelche
Herbes Trunkes viel mehr.
Und verscheuchest du nicht, was itzo da ist,
Durch des Künftigen Traum? Und lebst ein Leben,
Welches, leer des Genusses,
Heute nicht, Morgen nicht hat.

Sey, Erwartung, gegrüßt, des Weisen
Stärke,
Und Zufriedenheit du, mit dem, was Gott schickt,
Leitet mich ferner! Ihr führtet
Stets mich den sichersten Pfad *).

*) Klopstocks Oden.

VI.

Die religiöse Trauer in Zeiten des Unglücks.

Er sah die Stadt an und weinete.

Man kann fest überzeugt seyn, daß selbst das Unerwartete in den Ereignissen der Zeit größtentheils eine Folge der unabänderlichen Verkettung der Dinge sey; man kann auch die höhere Ueberzeugung in sich nähren, daß alles Uebel im Einzelnen nur als Mittel zum allgemeinen Guten hinwirke *). Aber nie kann und will die Religion fordern, daß selbst solche Einsicht und solcher Glaube jedes schmerzliche Gefühl unterdrücken, oder gar jene kalte Ruhe erzeugen soll, die zuletzt an nichts mehr Theil nimmt, und die Resignation bis zur Ab-

*) All partial ill is universal good.

stumpfung jeder Empfindung treibt. Es mag Charaktere geben, die alles um sich her können untergehen sehen, und, besonders so lange sie selbst in der Gemächlichkeit ihres beschränkten Lebens ungestört bleiben, für jedes noch so unglückliche Ereigniß einen frommen Gemeinspruch übrig haben, mit dem sie auch die gerechtesten Klagen kalt zurückweisen *). Religiöse Charaktere möchte ich sie kaum nennen. Denn wo es an Wärme des Gefühls und der Mitempfindung fehlt, da fehlt es auch gewiß an Liebe. Und Liebe ist das innerste Wesen der Religion. Die Sprache der Religion reden sie wohl; auch achten sie ihre äußerliche Zucht. Aber ihr eigentlicher Geist hat sie doch nie durchdrungen.

Wie ganz anders der Heilige des Evangeliums, der in jeder Lage des Lebens als das Ideal des Vortrefflichen vor uns steht! Tiefe Erschütterung, gewaltsames Ergriffenwerden, heiße Thränen der Wehmuth, Bangigkeit und

---

*) S. Anmerk. u. Beylagen Nr. 6.

Trauer — das alles ist ihm nicht fremd geblieben. Er, dem der Glaube an Gott den Erretter und den Vollender nie verließ, hat dennoch überall menschlich gefühlt; fremder Jammer hat sein zartes Herz zerrissen und seine Seele ist betrübt gewesen bis an den Tod *).

Nur unterscheidet sich die Trauer eines reinen und frommen Gemüths gar sehr von der Traurigkeit der Welt. Und eben daher entsproßt ihr auch eine herrliche Frucht, wenn jene oft Verzweiflung und Tod zur Folge hat **).

Denn durchaus verschieden ist die Trauer der edleren Menschen von dem, was die Menge fast allein bewegt! Zwar sind auch jene nicht so ganz über die Bedürfnisse des äußeren Lebens erhaben, um es nicht schmerzlich zu fühlen, wenn Mangel und Entbehrung eintritt, wiewohl selbst dann die Noth Andrer oft schwerer als

---

*) Matth. 9, 36. Luc. 7, 3. Marc. 3, 5. Joh. 13, 21. Matth. 26, 38.

**) 2 Cor. 7, 10.

die eigne auf ihre Seele drückt. Auch beengt ja der Druck der Zeit sie selbst in ihrer schönsten Neigung, dem Wohlthun. Aber da ihnen doch irdischer Besitz nie das Höchste ist, und ihr inneres Leben seine Nahrung nie aus der Erde, die nur vergängliches Metall in ihrem Schooße trägt, sondern von Oben empfängt, aus der Quelle des Guten, das ewig bleibt, so kann für sie wirklich vieles, ohne daß sie sich der Traurigkeit hingeben, verlohren gehen, womit dem größeren Theil der Menschen alles verlohren scheint.

Es ist eben so wenig die Entbehrung des äußeren Glanzes, den Rang und Ehre den Menschen verschafft, was die Edleren, in Zeiten wie die unsrigen, unglücklich macht. Sie sind längst mit ihren Begriffen über die wahre Ehre aufs Reine gekommen. Mitten im Genuß derselben, vielleicht auf ihre höchsten Stufen mehr durch den Zufall, als durch eigne Wahl erhoben, haben sie nur zu oft das Drükkende ihres Standes gefühlt, und manchen Blick der Sehnsucht auf das Privatleben stiller

Bürger geworfen, für dessen Freuden der Pomp der sie umgab, kein Ersatz war. Wie oft hat man von den Trefflichsten unter den Fürsten geurtheilt, sie verdienten Privatmänner zu seyn. Kann man stärker die Ueberzeugung aussprechen, wie wenig das Hohe und Glänzende der Erde begehrenswerth ist, und wie so ganz entbehrlich, um glücklich zu seyn.

Wie also die Freude der besten Menschen eine ganz andre ist, als die gemeine an dem Irdischen und der Vergänglichkeit, so ist auch ihre Trauer ganz andrer Art. Sie ist die Folge ihrer zerstörten Hoffnung, ihrer vernichteten Freude an dem Emporkommen des Guten auf Erden.

Solche Hoffnungen, so echte Freuden des Geistes und Herzens, nährten und genossen von jeher die edelsten Bürger der Staaten. Wenn in dem größeren oder kleineren Reich, worin sie lebten, jeder Mensch in dem vollsten freysten Besitz seiner natürlichen Rechte blieb, wenn durch eine weise und milde Regierung alles, was Würdig und Ehrend ist, sorgfältig gepflegt

und aufgemuntert ward, wenn sie wahrnahmen, wie das Wahre und der Sinn für das Rechte, durch dahin abzweckende Veranstaltungen immer allgemeiner ward, und der herrschende Geist, der alles Niedrige verachtete, selbst dem Feinde Ehrfurcht abzwang, — wie erhöhte ihnen das den Genuß des Lebens. Viel lieber würden sie in einem solchen Staate in Armuth und Niedrigkeit gelebt haben, als in dem mächtigsten von allen, hätten sie darin nur blinde Werkzeuge eines despotischen Willens, und nur Zeugen seyn sollen, wie alles, was den Geist wahrhaftig ehrt und hebt, und was das reine Gefühl allein befriedigt, gering geachtet, und das Höchste dem Gemeinsten und Schlechtesten aufgeopfert werde. Jeden Reiz hätte für sie das Leben verlieren müssen durch solche Umgebung. Denn kann gleich der herrlichste Baum auch für sich gedeihen, mitten unter wüsten und wilden Gesträuch um sich her, so naht sich dieß doch endlich auch seiner Wurzel, saugt die Nahrung weg von seinem Stamme, und es dünkt uns, als komme er selbst von der

Herrlichkeit seiner Blüthen und Früchte herab, wenn alles um und neben ihm herabkommt.

Mit einer frommen Liebe hingen echte Republikaner an dem gemeinen Wesen. Das Vaterland war ihnen

mehr als Mutter und Weib und Braut,
mehr als der blühende Sohn
in seiner ersten Jugendkraft *).

Befremdet es uns, wenn sie um seinen Fall durch das Absterben des alten Geistes, um seine Schmach und Schande klagen, wie man klagt um das Theuerste, und wie man jammert um die Kinder seiner Hoffnung und seiner Liebe **)?

Eben darum war auch der Krieg an sich stets der Gegenstand des Trauerns für alle, die menschlich fühlten, am meisten für die, die nicht bloß berechneten, was er an irdischem Besitz und Wohlstande zerstört, sondern welche Zerrüttungen er in dem besseren Theil des

*) Klopstocks Herrmanns Schlacht.

**) S. Beylagen und Zusätze Nr. 7.

Menschen anrichtet. Nicht daß sich nicht in ihm und durch ihn auch große Kräfte entwikkelten: nicht daß es in ihm an allem Anlaß fehlte, auch wahrhaft Edles und Treffliches in manchen Heldenseelen, sogar mit unter in den roheren, zu bewundern. Aber er bleibt doch

der Menschheit Brandmal alle Jahrhunderte durch,
Der Hölle lautestes schrecklichstes Hohngelächter *).

Es giebt allerdings Zeitumstände, unter welchen selbst die Friedfertigsten und Menschlichsten zu wünschen anfangen, daß sich die Sicheln in Schwerdter und die Erndtefelder in Schlachtfelder umwandeln möchten. Sie, in denen sich nie der Gedanke an Kampf und Streit geregt hat, wären dann bereit voranzukämpfen, sollten sie auch fallen. Denn der Fall für Recht und Freyheit und Vaterland dünkt sie ein glücklicheres Loos, als das langsame Untergehen unter dem Druck einer verhaßten Gewalt. Der Krieg erscheint als das

*) Siehe Beylagen und Zusätze Nr. 7.

einzige Rettungsmittel; der Friede als eine unmännliche Feigheit, wobey jeder nur an seine Sicherheit denke, sollte auch alles sich auflösen und untergehen. Himmlische Stimmen glauben sie zu hören, die zu überhören sie Frevel dünkt und Verrath. In solcher Zeit wandelt sich die Sanftmuth in Heldengeist um; wohl selbst manches edle hochherzige Weib und manche zarte Jungfrau möchte den engen Kreis des Hauses verlassen, um als Kriegerin aufzutreten in der heiligen Sache der Freyheit. Wohl weiß man es, daß sie auch im glücklichsten Falle sehr theuer erkauft werden muß; daß Tausende als Opfer fallen, daß die herrlichsten Siege Ströme von Blut und unendliche Thränen auch auf der Seite kosten müssen, wo sie gewonnen werden. Man sieht im Geist die Aschenhaufen blühender Städte und verödete Wohnungen da, wo noch jetzt Friede und Freude bey dem Ueberfluß wohnt. Aber man hat das Ziel im Auge, und die Begeisterung hält sich an die Jubelstimmen der Befreyten und an den späten Dank des geretteten Vater-

landes. Jenes, hofft man, sollen nur Uebel seyn, die heilbar und vorübergehend, aber nothwendig sind, um unheilbare und bleibende abzuwenden. Man tröstet sich, wie der alte Thibaut:

Sturmfest steht doch der Boden, den man bauet.
Brennt auch die Flamme unsre Dörfer nieder,
Zerstampft die Saaten gleich der Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit
Und schnell entstehn die leichten Hütten wieder *).

Wenn denn aber, bey so reinem Bewußtseyn, nicht erobern, nur vertheidigen, nicht dem Ehrgeiz, nur der Freyheit, und allem Herrlichen, was mit ihr zusammenhängt, Blut und Leben opfern, und einen dauernden Frieden erringen zu wollen, dennoch alles anders kommt, als man es selbst von Gott, dem höchsten Entscheider erwarten können so sicher meinte, wenn keine von den zu gehofften glücklichen Folgen eines für gerecht gehaltenen Krieges eintritt, dagegen Verwüstung, Jammer, langsam verzehrendes Elend

*) Jungfrau von Orleans.

Elend ohne Maaß und Zahl zurückbleibt — wenn man allzuspät die Fehler und Uebereilungen entdeckt, und die Versäumniß des rechten Augenblicks — wem soll da das Herz nicht bluten?

Und wem hat es nicht geblutet in den beyden schrecklichsten Decennien, die hinter uns liegen?

Als im Anfange jener großen Zeitperiode, Wahrheiten, die man sonst nur in den stillen Schulen der Weltweisen zu hören, oder in ihren Schriften zu lesen gewohnt war, an den Thronen der Fürsten und in dem großen Rathe der Völker ausgesprochen wurden, da hofften Viele, ergriffen von der Neuheit und begeistert durch die nahscheinende Erfüllung der schönsten Träume des Menschenfreundes, ein neuer herrlicher Tag gehe auf für die Nationen, und sein Morgen tage schon. Unter den Hoffenden waren nicht wenige der trefflichsten Menschen, die kein Opfer zu groß gehalten hätten, wenn es von ihnen für die Sache der Freyheit und des Vaterlandes gefordert wäre. Sie glaubten

schon auf allen Thronen die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Milde zu erblicken. Alle beengende Bande schienen sich aufzulössen; aller Geistesdruck schien zu verschwinden; aller Sclaverey schien das Ende gekommen zu seyn. Auf die Schreckensscenen, die man nur von fern aus Erzählungen kannte, ohne sie selbst anzuschauen, und vielleicht als nothwendige Uebel jeder Umwälzung alter Ordnungen betrachtete, achtete man kaum, und die Menschlichsten kamen in Versuchung, Unmenschlichkeiten in Schutz zu nehmen, weil sie ihnen nur gewaltsame Heilmethoden zu seyn schienen, um den gesunden Theil des Körpers zu retten, der in Gefahr war von dem schadhaften vergiftet zu werden.

Wir sind schrecklich von diesem Traum erwacht! In dem Lande, von dem das Heil der Welt kommen sollte, zuckt das Schrecken noch in allen Nerven bey der leisesten Erinnerung an die Vergangenheit, und mildert das Gefühl jedes späteren Unglücks durch die Vergleichung: Eine unabsehbare Reihe von Uebeln hat sich

an jenes große Phänomen der Zeit angeschlossen. Wer mag bestimmen, wenn sie enden werden? Ein Geist der Verwirrung, des Widerspruchs hat sich der Meisten bemächtigt, die mit Rath beystehen sollten, und so ist selbst bey dem reinsten Willen manches Regenten, durch verkehrte Maaßregeln vieles in den Strudel des Verderbens hinabgezogen, was, besser berathen, vielleicht fest und ruhig stehen konnte, mitten unter den Stürmen der Zeit.

Das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört, und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Besten ergriffen.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet,
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten *).

Allerdings sind auch so manche größere oder kleinere Herrscher gefallen, die uneingedenk

*) Göthe Herm. und Dor.

ihres hohen Berufs, Hirten der Völker zu seyn, sie niederdrückten, statt sie zu heben, und das Mark ihres Landes im Wohlleben verzehrten, indeß der bedrängte Unterthan im Schweiß seines Angesichts sein kümmerliches Brodt aß; so manche Tyrannen in ihrem eignen Hause, die nicht achteten der Rechte des Weibes und der Kinder, und umgeben von der niedrigen Brut ihrer Höflinge wähnten, alles sey recht und wohl gethan, was ihnen gut dünke. Der Zufall hatte sie auf die Stufe gehoben, und sie thaten nichts, ihr Verdienst mit ihrem Glück ins Gleiche zu bringen. Allerdings haben auch viele elend geendet, die in ihrem stolzen Uebermuth keine Ahndung von der Würde hatten, die auch in dem Niedrigsten des Volks geachtet werden soll, denen rauhe Härte zur schrecklichen Gewohnheit geworden war, und denen man greuelhafte Mißhandlung selbst derer, die Blut und Leben für das Vaterland lassen sollten, verzieh, weil man wähnte, es sey Eifer im Dienst. — Nicht der Wohlthätigkeit allein und der menschenfreundlichen Milde, auch der

gierigen Habsucht, dem engherzigen Geiz, oder der unsinnigen Verschwendung, ist Haab und Gut entrissen, und hungernd gehen gar viele umher, die vordem den Hungrigen kaum die Brosamen ihres Tisches gönnten. Mißhandelt sind viele Lehrer der Religion — aber wie viele auch unter diesen, die nie die Religion durch ihr Leben und Wirken geehrt, sie wohl gar, wie sich selbst, jedem Gespött Preiß gegeben hatten, fürchtend, daß Würde und Ernst, wie er ihnen geziemt hätte, sie von den Kreisen des Wohllebens ausschließen möchte, die ihnen mehr Genuß gewährten, als ein stilles der Erkenntniß und der Pflicht gewidmetes Leben. — Freuen wird sich kein edlerer Mensch, wenn diesen allen das härteste Loos gefallen ist. Denn des fremden Unglücks, auch des verschuldeten, freut er sich nie. Aber wer kann so um sie trauern, wie man trauert um die, welche schuldlos leiden, indeß jene nur empfangen, was ihre Thaten werth waren.

In der sittlichen Verderbniß, der Herrschaft ungeregelter Leidenschaften und dem thö-

richten Uebermuth, ahndeten die Tugendhaften und Weisen von jeher die Vorboten des Untergangs der Staaten. So ahndete der Erlöser den heraneilenden Fall seines Vaterlandes, und wenn er hinblickte auf das stolze Jerusalem, brach ihm das Herz. Er sah die Stadt an und weinete. Um ihre bürgerliche Freyheit war es freylich schon lange geschehen. Aber es dünkte ihn, der ungeheure Koloß, der damals die Welt beherrschte, möge fortherrschen und wachsen, so lange es dem Könige der Könige gefalle. Wenn nur das Schwächere sich nicht selbst durch Uneinigkeit, Parteysucht und moralische Verderbniß in seinem Innersten zerstörte; wenn es nur, gleich einem gesunden Stamme, tief unter sich wurzelnd, Stärke seines inneren Wesens gewönne, um früher oder später aus der Fülle seiner aufgesparten Kraft Zweige und Wipfel hervorzutreiben, unter denen vielleicht dereinst, was jetzt mächtig herrsche, noch Obdach und Sicherheit suchen könnte. Nie hatte er, seines einzigen Berufs auf Erden eingedenk, auch nur entfernt ge-

rathen, sich mit weltlichem Arm einer entschiedenen Uebermacht zu widersetzen. Er hatte seiner bürgerlich geschwächten und unterdrückten Nation ein höheres Ziel gezeigt. — Er hatte sie versammeln wollen, um sie zu einer Gesellschaft zu bilden, die moralisch frey und unabhängig, gleichgültig gegen irdische Größe und Macht, sich erhaben fühlte über alles, was dem großen Haufen das Höchste scheint; ein wahrhaft königliches Geschlecht, durch die Herrschaft der Vernunft, der Tugend und der Wahrheit. Aber sie hatten — bis auf einen sehr kleinen Theil — die warnende und rathende Stimme verschmäht, und trauernd sah er im Geist, was die stolze Sicherheit für unmöglich hielt, — die feindliche Wagenburg um die Mauern, die zerstörte Herrlichkeit des Tempels, keinen Stein auf dem andern, die Schuldlosen mit dem Schuldigen verbannt, zerstreut, und jedem Uebermuth des herbeygetrotzten Feindes hingegeben. Er sah diesen Jammer kommen, sah die dem Untergang geweihte Stadt, und — weinete.

Und wir sollten uns der Thränen schämen, und gewaltsam die natürlichsten Gefühle unterdrücken, wenn wir die Geschichte jener alten Zeit in der unsrigen erneuert sehen? Findet es doch sogar der siegende und siegtrunkne Feind endlich gerecht, und wendet sich zum Mitleid, wenn er den Jammer sieht, den er verbreiten muß. Fühlt sich doch der Eroberer, so lange noch ein Ueberrest von Menschlichkeit in ihm ist, gedrungen, es zu achten, wenn man sich nur ungern und schwer von Verhältnissen trennt, bey denen man glücklich war.

Man kann der frommen Treue, der Liebe, der Dankbarkeit alles entreißen, woran sie hing. Man kann jede sichtbare Spur, die sie an das Vergangne und Verlohrne erinnern könnte, vertilgen. Man kann ihr wehren die Aschenhaufen der zerstörten Wohnungen zu besuchen, die Aschenkrüge und die Gräber der Hingeopferten zu schmücken, die Bildnisse der Verlohrnen wie ein Heiligthum zu bewahren. Aber wenn auch das Auge nicht weinen dürfte,

so darf es doch das Herz. Bis an den stillen Heerd in der eignen Brust reicht keine äußere Gewalt. Da läßt sich ungestört die heilige Flamme der Liebe und der Dankbarkeit nähren, und sie darf fortglimmen, bis sie mit dem letzten Funken des Lebens erlischt.

O ihr, die das Schicksal der Zeit tief gebeugt hat, — was es auch sey, warum ihr klagt und was ihr entbehrt, haltet die Stunden nicht für verlohren, in denen ihr mit frommer Trauer vor dem Bilde einer schönen Vergangenheit verweilt. Eurem Herzen bleibe es Bedürfniß, sich das Gute zu wiederholen, was ihr vielleicht weniger achtetet, als ihr es für unverlierbar hieltet. Wenn ihr zu schwach seyd, denen zu helfen, die der Unfall des Krieges in einen bodenlosen Abgrund gestürzt hat, wenn euch nichts bleibt, als von fern die Zeugen ihres unverdienten Looses zu seyn, seyd wenigstens nicht so kalt oder so feige, euch des Mitgefühls zu schämen, und laßt sie in dem Antheil eures Herzens die Bereitwillig-

keit sehen, mit ihnen das Härteste zu ertragen, wenn es ihnen frommen könnte. Nur der Leichtsinn oder der schwarze Undank kann des Guten vergessen; sich seiner Wohlthäter schämen, weil sie unglücklich sind, kann nur die Irreligion eines knechtischen Geistes.

VII.

Die Irreligion des knechtischen Geistes.

Werdet nicht der Menschen Knechte!

Selbst für das Auge der unsterblichen Götter — meinten die Alten — könne es kaum ein schöneres Schauspiel geben, als einen Mann im edelsten Sinne des Worts, im Kampf mit dem Unglück, aber ungebeugt von seiner Gewalt. Das, behaupteten sie, sey eben das Wahrzeichen des reinen Bewußtseyns, das er in sich trage, nichts zu fürchten, wenn auch die Ruinen eines Erdballs ihn unter sich zu begraben drohten *). Die Geschichte hat einzelne Namen solcher Heldenseelen nicht untergehen lassen.

*) S. Anmerk. und Zusätze Nr. 9.

Denn sie finden sich in jedem Zeitraum und unter jedem Volk. Viele mag es daneben gegeben haben, die wir nicht kennen, weil sie, weniger bemerkt, den großen Kampf mit dem Schicksal kämpften, oder weil ihnen keiner in der Nähe stand, der ihr Andenken der Vergessenheit entrissen hätte.

Solcher Heldenmuth ist wahrhafte Religion, so wie das Gegentheil die feige Menschenfurcht eine wahrhafte Irreligion der Gesinnung. Denn wer die höchste Ehrfurcht vor Gott hat, der kann nichts irdisches fürchten. Er müßte es sonst in gewissen Lagen aufgeben das Rechte zu thun, weil doch das Rechte allein bey dem Billigung und Schutz finden kann, der aller Welt Richter ist. Ich fürchte Gott — sagte Calas, als er zur Marter geführt ward — und ich kenne keine andre Furcht! Wer sich von andern Rücksichten bestimmen läßt, wo es das Gewissen gilt, der ist in Gefahr, zuletzt vor jedem Götzen abgöttisch seine Kniee zu beugen.

Auch in den Schreckenszeiten, welche das Ende und den Anfang der beyden Jahrhunderte, die wir erlebt haben, bezeichnen, wird es an Beyspielen jenes hohen Sinnes nicht gefehlt haben. Wären auch nicht alle, die unbezwinglich blieben, wenn man ihnen, was Unrecht war, zumuthete, sich deutlich bewußt gewesen, daß es der Glaube an das Göttliche in und über ihnen war, der sie stark genug machte, nichts Menschliches zu fürchten, und keiner äußeren Gewalt sich wider ihre Ueberzeugung zu fügen, so war es doch im Grunde nichts anders, als eine stille Anerkennung, daß es ein Höheres giebt, was des Menschen Willen lenken soll, als die Willkühr irdischer Mächte oder der Einfluß wandelbarer Zeitumstände. Denn wer nur durch jene oder diese bestimmt wird, in dem verschwindet zuletzt jeder Ueberrest der höheren Würde seiner Natur, und er erniedrigt sich zum Werkzeug jeder endlichen Gewalt.

O daß wir nicht tägliche Zeugen dieser Erniedrigung seyn müßten! Aber wenn es keinen

Beweis gäbe, wie wenig noch von den Fortschritten der Menschheit auch unter den Gebildetsten zu rühmen ist, so wäre die knechtische Gesinnung, die sich noch so allgemein offenbart, allein schon Beweis genug.

Wir wollen es nicht verheelen, daß auch die Besseren in außerordentlichen Zeiten gar leicht von einer Schwäche und Nachgiebigkeit beschlichen werden können, die ihnen nur ein weises und erlaubtes Bequemen in die Zeitumstände, nicht eine Verleugnung ihrer Grundsätze und Gesinnungen zu seyn dünkt. Auch wollen wir billig genug seyn, das, was schrecklich drohende Gefahr über natürlich schwache und leicht verschüchterte Seelen vermag, oder ihnen unwillkührlich auspreßt, mehr als das Geschrey der Angst zu betrachten, als für eine wirkliche Umkehrung der inneren Denkart zu halten. Es gleicht oft nur Geständnissen, die durch die Quaalen der Folter erzwungen sind.

Wenn nur nicht, auch unter ganz andern Umständen, so viele

„die weiland wacker waren,“

oder dafür galten, bewiesen hätten, was bisher die Haupttriebfeder ihrer Handlungen, und wovon selbst alles das nur ausgegangen war, was man an ihnen achtete. Wenn sich nur nicht Verrath, niedrige Schmeicheley, Feigheit, Charakterlosigkeit und jeder fremden Einwirkung sich hingebende Schwäche, das allgemeine Unglück vermehrt und mit dem Unglück noch die Verachtung über uns gebracht hätte.

Mit dem Unglück noch die Verachtung! — So entartet waren auch in den verderbtesten Zeiten Roms, selbst unter den übermüthigsten Siegern und unter den furchtbarsten Tyrannen, nur wenige, daß sie nicht zu unterscheiden gewußt hätten, zwischen dem, der wie ein Mann fiel, oder wie ein Verräther sich rettete; zwischen dem, der dem Schicksal, wie tief es ihn von seiner Höhe herabgestürzt haben mochte, dennoch eine männliche Brust entgegen setzte, und seiner Würde nicht vergaß, und dem, der nur jammerte, wo er dulden, und flehte, wo er ehrenvoll der Gewalt

hätte unterliegen sollen. Aber haben wir nicht auch die Demüthigung gehabt, aus dem Munde unsrer Ueberwinder zu hören, wie übel das Vaterland berathen war, und in ihren Geständnissen, „so manchen Sieg zu leicht gefunden zu haben“, unsre Schande vernommen? Mit Schmach bedeckt haben von jeher die Feigen vor den Ueberwindern gestanden, indeß die Tapfern geachtet und herrlich erschienen sind selbst in ihrem Fall.

Es mag indeß die Zahl derer, welche die Vergessenheit der Pflicht und Treue bis zur Verrätherey führt, die kleinste, sie mag viel geringer seyn, als wohl der Unmuth über das Unglück des Vaterlandes sie sich zu denken geneigt ist. Desto größer ist die Zahl der Charakterlosen, in deren Lob und Tadel man bloß den Ausdruck ihrer Hoffnungen oder ihrer Befürchtungen hört, und die in Zeiten, wie die unsrigen, wo alle Dinge und Verhältnisse ihre Gestalt verändern, um so kenntlicher werden, je mehr diese Zeiten überhaupt geeignet sind, den inneren Sinn der

Men-

Menschen auf die große Probe zu bringen und vieler Menschen Gedanken offenbar zu machen.

Laßt uns, damit es nicht scheine, ich klagte die Zeitgenossen ungerecht an, den freyen selbstständigen und den knechtischen Geist, jeden in seinen verschiedenen Gestalten, gegen einander stellen. Es wird dann zugleich einleuchtend werden, daß der religiöse Sinn ein Sinn der Freyheit, der irreligiöse ein Sinn der Knechtschaft sey.

Den freyen Geist soll man — dieß muß ich voranschicken — nicht bey denen zu finden meinen, die im tiefsten Gefühl der traurigen Gegenwart, in ihren Reden, — zum Handeln wären sie zu schwach und oft zu feig — gegen alles anwüthen, was ihre Hoffnungen und Plane vereitelt hat, oder sich berufen glauben, zur Unzeit wie zur rechten Zeit Aufruhr und Empörung gegen die unterdrückende Gewalt zu predigen. Diese lauten Ankläger reden nur in leidenschaftlichem Zorn, und dieser Zorn thut und redet selten, was vor Gott

und der Wahrheit bestehen kann. Hört sie nur und merket auf ihr Geschrey, und vergleicht, was in einer kurzen Reihe von Wochen oder Monaten aus demselben Munde geht — welche Widersprüche, welche Vergötterungen und Herabwürdigungen desselben Gegenstandes, wie er in jedem Moment ihrem Auge erscheint. Merkt darauf, wie sie an dem Einen verdammen, was sie an dem Andern, dessen Partey sie eben nehmen, über alle Gebühr erheben; wie dieselbe Maaßregel, von dem Geliebten oder dem Gehaßten genommen, ihnen vom Himmel oder aus der Hölle zu stammen scheint; wie sie Talent, Klugheit, Tapferkeit, lediglich mit dem Maaßstabe ihrer Leidenschaft messen, und jedem thörichten Geschwätz ihr Ohr leihen, so bald es ihren Wünschen entgegenkommt. Nein, das kann kein freyer Geist seyn, der jeden Augenblick von einem regellosen Gefühl so abhängig ist, und von jener Gerechtigkeit, vor welcher der Freund und Feind gleiches Recht findet, keine Ahndung hat. Auch nimmt er sich, immer in Spannung und Lei-

denschaft, gar nicht die Zeit, zu der Klarheit oder Gewißheit der Erkenntniß zu kommen, die zu jedem richtigen Urtheil nothwendig ist. Er will im Grunde nichts hören, will das Wahre nicht wissen, weil es vielleicht seinen Wünschen und Hoffnungen entgegen seyn könnte, und weil er schon vorläufig immer bey sich entschieden hat, was wahr seyn solle oder unwahr.

Wem sind nicht in der schrecklichen Epoche der neueren Kriege auch Charaktere dieser Art in Menge begegnet? Was war ihre gerühmte Freymüthigkeit und ihr zur Schau getragner Patriotismus, als ein zuversichtliches Behaupten des Unwahrscheinlichsten und Grundlosesten? Wie war es ihnen schon im Voraus so ausgemacht, daß alles Unwürdige und Schlechte nur auf einer Seite, auf der andern lauter Würdiges und Vortreffliches seyn müsse. Sie waren in ihrer Verblendung fähig, den außerordentlichsten Kriegern wohl gar die Tapferkeit, und Niebesiegten den Muth abzusprechen. Und wenn sie denn zuletzt der Ueber-

zeugung vom Gegentheil nicht mehr ausweichen konnten, wie plötzlich wandte sich ihr Urtheil, und wie unschonend ergoß sich der Groll getäuschter Hoffnung über die, die ihnen kurz zuvor über jeden Tadel erhaben schienen.

Nein, der wahrhaft freye Geist ist ein Geist der Ruhe und Besonnenheit, wie der sittliche und religiöse Sinn ruhig ist und besonnen. Es ist nicht, wie es jenen wilden Enthusiasten scheinen will, eine sclavische Furchtsamkeit, wenn man in Zeiten außerordentlicher Erscheinungen mäßig bleibt in seinen Urtheilen, und eingedenk der Beschränktheit seines Wissens und des niedrigen Standpunkts, aus welchem wir Endlichen doch nur den großen Weltplan überschauen können; oder wenn man mehr erwartet was die Zeit bringen werde, als durch anmaßende Aussprüche vorher bestimmen will, was sie bringen müsse. Es ist keine knechtische Unterwerfung unter die Umstände, wenn man Gefühle zurückdrängt, die laut geworden, zwar die Brust erleichtern können, aber das Unglück vielleicht nur erschweren. Es

ist kein verächtlicher Sclavensinn, wenn man die, welche als Werkzeuge eines höheren Willens thun, was ihnen befohlen ist, behandelt, wie man im gleichem Fall von ihnen behandelt seyn möchte, und überall die Personen von der Sache zu unterscheiden weiß. „Sie wollen nicht, was sie müssen, und sie wissen nicht, was sie thun,“ sagt sich ein ruhiger Geist, und geht seinen festen Gang im Urtheilen und Handeln, eben dadurch innerlich frey, daß kein blinder Affect ihn leitet, und keine einseitige Ansicht der Dinge seinen Augen ihre wahre Gestalt verbirgt.

Wie ganz ein andrer Geist regiert aber jene, die bloß darauf achtend, w e n das Glück begünstigt, wandelbar und unstät ihm nachlaufen, wo es zu finden ist. Die feile Brut der Schmeichler ist von jeher im Gefolge der Macht und Größe gewesen, und selbst die Verachtung, womit sie oft von denen, um deren Gunst sie buhlten, in den Staub getreten sind, hat ihnen den Muth nicht genommen, immer aufs neue an die Thronen der Könige und Für-

sten heranzukriechen. Mit Schaudern liest man in den Annalen der Vorzeit die Beschreibungen des Sclavendienstes, welcher den Herrschern der Erde — und welchen Herrschern! — geleistet wurde. Und doch war jenes Zeitalter gewohnt, vor dem Menschlichen und selbst dem Unwürdigen und Schändlichen niederzufallen, und den vergötterten Lastern Opfer zu bringen. Empörender sind solche Erscheinungen da, wo sich die Begriffe von dem Göttlichen gereinigt haben; und dennoch sind sie noch nicht verschwunden. Es giebt keine Erniedrigung seiner selbst und keine Vergötterung endlicher Menschen, deren sich unser Zeitalter nicht schuldig gemacht hätte. Haben sich denn die Schuldigen zu beschweren, wenn sie zertreten werden?

Doch in der Nähe der meisten Thronen befremdet keine Verderbniß! Wer könnte in gemeinen Höflingen Sinn erwarten für das wahrhaft Höchste? Nur das, wovon sie keine Ahndung haben, das Sittlichvollkommenste, ist ja das Höchste. Sie kennen nur eine Eigenschaft der

Gottheit, die Allmacht, und wo diese ihnen in menschlicher Gestalt sichtbar zu werden scheint, da beten sie an. Gleichgültig in der Wahl der Mittel, durch die sie sich an die Stufen eines Throns hinaufarbeiteten, sind sie es nicht minder gegen die, wodurch sie sich in dieser Sphäre zu erhalten hoffen. Was der Mensch werth sey, welcher gute oder böse Geist in ihm wohne, gilt ihnen gleich, wie sein Name! Ob er Augustus heiße oder Tiber, ob Nero, ob Domitian oder Titus — was kümmert es sie? Wenn die Macht in ihm wohnt, so ist er ihr Idol, so lang sie ihm bleibt. Sie sind die ersten, die ihn höhnen, sobald er nicht mehr schaden kann.

Aber was dürfen wir von der Zukunft erwarten, wenn die Verpestung der Schmeicheley und die Unterwerfung des Geistes unter die Gewalt sich immer weiter verbreiten, und selbst denen mittheilen sollte, deren eigentlichster Beruf es ist, durch Wort und That der Menschheit ihr angebohrnes Freyheitsrecht zu erhalten; ein Recht, das ja selbst die Eroberer,

in Worten wenigstens, anerkennen, und es zu schützen den überwundenen Nationen verheißen? Auch das haben wir erlebt! Wie viele sind früheren Grundsätzen untreu und Verräther an dem geworden, was sie unter andern Umständen so kräftig zu vertheidigen wußten. Ich will nicht reden von den Gedungenen und Bezahlten, die jedem verkäuflich sind. Was geht sie die Wahrheit an und das Recht!

Nur für Geld erst gesorgt,
Von der Tugend zu reden hat immer noch Zeit *).

Warum buhlen und werben aber auch die um Gunst, die sie vormals verschmähten, und von denen es ja niemand verlangt, die Lobredner dessen zu werden, was sie bey anderm Ausgang tief verachtet haben würden? Hüllten sie sich doch, wenn es die Noth gebieten sollte, lieber in ein ernstes Schweigen! Warum wagen es überhaupt so wenige, sich gerade dadurch

*) Quaerenda pecunia primum,
Virtus post nummos.
Horat.

Achtung zu erwerben, daß sie sich selbst treu bleiben, da es sogar die Erfahrung lehrt, daß Fertigkeit und anständige Freymüthigkeit von denen geschützt und hervorgezogen wird, vor denen sie knechtisch zittern. Hält man etwa auch schon dafür, „daß die einzige brauchbare Moral die sey, alles gut zu finden, was geschieht, sich in alles zu schicken, was das Recht des Stärkeren von dem Schwächeren verlangt; daß der Staat der glücklichste sey, der der guten Bürger, daß heiße, der blind Gehorchenden viele, und der rechtschaffnen Männer, die gewöhnlich die unruhigen Köpfe wären, wenige hätte: daß die Seelengröße der gepriesenen Tugendhelden des Alterthums, die sich der Tyranney zu widersetzen gesucht, nichts sey, als ein eitler Traum kurzsichtiger Phantasten *).“ Wo bleibt bey solchem Sinn die Achtung gegen die wahre Würde

*) S. Hobbes Leviathan, Halle 1794. und der Neue Leviathan, Tübingen 1805. — Die obige Stelle enthält wörtliche Aeußerungen des letzteren.

der menschlichen Natur, die vernichtet ist, wenn die moralische Freyheit im Denken und Aeußern dessen, was gedacht ist, der physischen Gewalt aufgeopfert werden, und der Mensch ein Knecht der Menschen werden soll.

Zwar fürchtet auch wohl die ängstliche Bedenklichkeit mancher Trefflichen, durch das Predigen gewisser Wahrheiten, die mit dem einmal unabänderlichen Zeitgeist zu sehr im Widerspruch stünden, möchten seine Uebel nur vermehrt werden. Freyredende Menschen oder Schriftsteller, wären entweder wirklich revolutionaire Geister, oder sie würden doch dafür gehalten. Gerade diese aber hätten, wie die Geschichte älterer und neuerer Zeit beweise, nur allzu oft erst die Beschränkung und den Druck herbeygeführt, der, bey ruhigerem Ertragen des Unabänderlichen, nicht zu fürchten gewesen seyn würde.

Wir wollen uns verständigen! — Es giebt eine Freymüthigkeit in der mündlichen und schriftlichen Rede, die allerdings in Zeiten, wo ohnehin alle Gemüther reizbarer und be-

weglicher sind, schaden kann. Durch sie haben Unüberlegte sehr oft, bald ihren Patriotismus, bald ihren weltbürgerlichen Sinn bewähren wollen, und haben die Mäßigung andrer oft bis zur Ungerechtigkeit getadelt. Es ist ein Eifern mit Unverstand und ein Herausfordern ohne Kraft, zum Kampf und zum Widerstande. Wozu soll es denn frommen? — Billigt man es, wenn in einer eroberten Stadt der einzelne Bürger die Empörung gegen den mächtigeren Feind predigt? Setzt er nicht alle in Gefahr, das Opfer der Rache zu werden? Wenn der Einzelne durchaus nach dem Märtyrerthume ringen will, wer giebt ihm das Recht, auch die übrigen in sein Verderben hinabzuziehen?

Oft mischt sich auch in diese leidenschaftlichen Aeußerungen eine Anmaßung in Urtheilen, die sich ein bescheidner Charakter, und eben daher auch ein religiöser, nie erlauben kann. Denn es gehört zu dem Eigenthümlichen des religiösen Sinnes, „das Stückwerk seines Wissens" anzuerkennen. Wandelt ihn auch wohl zuweilen, bey dem Anblick empören-

der Ungerechtigkeit, der Gedanke an, die Blitze Gottes auf das schuldige Haupt herabzurufen, und sich mit Wohlgefallen das Schauspiel furchtbarer Rache über jeden Frevler auszumahlen, so hält er doch die Leidenschaft in Schranken, und erinnert sich selbst, daß es höchst gewagt wäre, aus seinem niederen Standpunkt bestimmen zu wollen, was für das Ganze das Beste sey, oder ganz ohne Beruf in das Rad eines höheren Geschicks einzugreifen. Es macht ihn nicht irre, wenn man seine Gesinnung verdächtig machen will, bloß weil er mäßiger und besonnener in manches harte Urtheil nicht einstimmt. Er weiß, daß an außerordentlichen Thaten, mögen sie nun Heil oder Verderben im Gefolge haben, die Fügung der Umstände, die außer der Gewalt der Mächtigsten liegen, daß ihr sonderbares, nicht zu berechnendes Zusammentreffen, daß endlich die Schwäche oder Verderbniß der Zeitgenossen daran eben so viel Theil hat, als die persönliche Kraft ausgezeichneter Menschen. Unter einer ganz andern Verkettung der Dinge, in einem ganz andern

Zeitalter würden diese nicht die Hälfte dessen zu thun vermögen, was jetzt durch sie vollendet wird. So wird die Bewunderung und das Erstaunen gemäßigt, durch die Erinnerung an den Antheil Gottes an allem, was geschieht, der durch ein einziges Dazwischentreten heute Riesenplane möglich machen, und morgen wieder vernichten kann. Ist es also nicht ein blinder Zufall, der über allem waltet — wer mag denn vermuthen, daß auch das Schrecklichste selbst von Gott zu großen Zwecken herbeygeführt seyn könne? Der religiöse Mensch weiß nur dieß, daß er wirken muß auf seiner Stelle, wie es ihm am besten scheint nach seiner Einsicht. Daneben aber weiß er auch, wessen Hand er die Leitung der großen Weltbegebenheiten überläßt, und ist froh, daß nicht er über das Schicksal Einzelner zu entscheiden hat, an deren Seyn oder Nichtseyn vielleicht das Schicksal von Millionen hängen könnte.

Dennoch hindert solche Besonnenheit, die unerschrockne Freymüthigkeit in dem Behaupten und Verbreiten echtsittlicher Grundsätze, wie

sehr sie auch den durch die Uebermacht geleiteten Zeitgeist widersprechen mögen, eben so wenig, als die innere Freyheit und Unabhängigkeit von diesem verderblichen Geist. Darin unterscheidet sich, gerade in verhängnißvollen Zeiten, der rechte Sinn von der knechtischen Unterwerfung und von dem feigen Verstummen, wo man reden könnte und dürfte. Nicht durch persönliche Ausfälle, nicht durch aufrühreriſche Reden und Schriften, nicht durch unberufnes Einmischen in politische Verhältnisse, auch nicht durch den heftigen Drang, überall — zur Zeit und zur Unzeit — nur ein Zeugniß abzulegen, oft wohl mehr um sich bemerklich zu machen, als um dadurch zu nutzen — nicht durch dieß alles wird der bessere Geist und Sinn unter den Menschen befördert. Aber wer Talent und Beruf hat, die Erkenntniß und die Gesinnung der Menschen durch Rede oder Schrift zu leiten, soll nicht ermüden, die ewigen Wahrheiten zu wiederholen, von deren Erhaltung es abhängt, daß das Gute nie ganz untergehen, das Schlechte nie zur allgemeinen Maxime des Handelns werden kann.

Eben darum ist in einem Zeitalter, wo manchem Herrlichen Gefahr zu drohen, manches, das durch große Anstrengungen des Geistes und schwere Kämpfe kaum errungen war, verlohren zu gehen scheint, der Beruf der Lehrer und der Schriftsteller ein wahrhaft göttlicher Beruf, und es wäre das allertraurigste Phänomen, wenn auch sie von einem sclavischen Geist ergriffen, irgend einem Götzen der Zeit huldigen wollten.

Nein, meine Brüder! welchen größeren oder kleineren Kreis ihr euch selbst, oder für euch die Vorsehung gewählt haben mag, um darin, — sey es umgeben von Gebildeten, sey es vor dem Volk, sey es vor dem heranwachsenden Geschlecht, sey es vor dem reiferen Alter — durch die Allgewalt der menschlichen Rede auf das Zeitalter zu wirken; möget ihr es nie vergessen, welches große Geschäft ihr treibt. Möget ihr euch in einer Zeit nicht selbst entehren, wo sich viele entehrt haben, ohne daß es ihnen jemand dankt, oder von ihnen fordert. Vergeßt, so viel es möglich ist, so oft ihr Wahr-

heit und Tugend lehrt, ganz eure äußeren Verhältnisse, und gedenkt bloß eures Berufs. Mischt euch nicht in die Rathschläge der Fürsten; versucht nicht ihren Zwist anzuklagen oder zu vertheidigen. Wie sich auch die Namen der Herrscher und der Königreiche ändern, euch läßt man in der Regel ruhig in eurem Posten; man glaubt, ihr gehört allen Landen an, weil ihr, wie die Pfleger des Rechts, treibt, was jeder Staat als sein Eigenthum begehrt; „die Weisheit, die von einem Ende der Erde zum andern reichet, und alles wohl regieret *)."
Darum

laßt die Großen
Der Erde Fürsten um die Erde loosen! —
Nicht in dem Raum liegt euer harmlos Reich!
Es darf der Weise mit dem König gehen,
Sie wohnen beyde auf der Menschheit Höhen.

Sorget nur, daß, wo nicht die Menschheit, doch die Edleren des Geschlechts, auf dieser Höhe erhalten werden. Erklärt euch getrost

*) Weish. 8, 1.

getrost gegen alles, was ihr geistiges Emporkommen, welches allein das wahre ist, hemmen könnte; heiße es Unwissenheit, Aberglaube, Irreligion des Sinnes und des Lebens, oder Auflösung der sittlichen Grundsätze, Gleichgültigkeit gegen bessere Ueberzeugung, zaghaftes Weichen und Nachgeben wider das Gewissen, schnöder Undank gegen unglückliche Wohlthäter, Untreue an dem Vaterlande durch williges Aufnehmen fremden Geistes, fremder Sitten, fremder Verderbnisse. Stellt daneben vor das Auge der Menschen in kräftigen Zügen die Nichtigkeit aller irdischen Größe, und die Eitelkeit des Ruhms, und die Hinfälligkeit der Gewalt, und die tiefe Verächtlichkeit jedes Menschen, des Höchsten wie des Niedrigsten, dem jedes Mittel gleich gilt für seinen Zweck; und daneben die stille Größe der Weisen und der Guten, den sichern Besitz ihres inneren Eigenthums, die schönen Triumphe der Selbstbeherrschung, denen kein Fluch der Völker nachfolgt, und den reinen Genuß einer wohlerworbenen Achtung und Liebe der Mit-

welt. Wenn ihr als Annalisten der Vorzeit, oder auch nur als Ausleger der heiligen Geschichte redet — versäumt nicht auf die großen Lehren aufmerksam zu machen, die aus allem, was in den alten Zeiten geschehen ist, uns ansprechen, „wie von jeher in stetem Wechsel das Niedrige erhoben und das Hohe gestürzt ward, wie thöricht es ist, sich auf Fürsten verlassen; wie schnell ihre kühnsten Anschläge in ein Nichts verwandelt werden können; wie nah vielleicht dem Steigen der Fall sey, da das sterbliche Geschlecht viel zu schwach ist, in ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln; wie gewiß aber sich alle Bande schrecklich lösen, wenn der Mensch sich losreißt von der inneren Gesetzgebung seines eigenen Gewissens.

Oder ist es das aufblühende Geschlecht das ihr bilden wollt — o! wenn euch das Wohl der Nachwelt heilig ist, so rettet es, so lang es noch Zeit ist, von der Erschlaffung der Grundsätze, und weckt in ihm, ehe die Welt das reine Gefühl für Recht und Unrecht in ihm zerstört, die schöne Begeisterung, deren das

Alter der emporstrebenden Kraft, und der jugendlichen Phantasie so empfänglich ist. Nicht die Unterwerfung unter das was unabänderlich scheint, nicht die Resignation soll man der Jugend predigen. Man muß ihr durch das Bild einer besseren Zukunft, die ja so oft schon Folge einer traurigen Gegenwart war, Muth machen, gegen die Uebel der Zeit zu kämpfen; man muß in ihr den freyen kräftigen Geist zu erhalten suchen, der mehr als einmal das Geschlecht gerettet hat. Durch Menschen hat von jeher die Vorsehung den Menschen geholfen. Das Göttliche selbst konnte nur in menschlicher Bildung erscheinend auf sie wirken. Zeit und Stunde, wo der Kampf zum Siege führen soll, wird über den Sternen bestimmt; fehle es nur unter ihnen nie an Kämpfern, stets gerüstet zum Streit.

Verzage denn keiner, dem es gegeben oder der berufen ist, die Menschen zu lehren, und durch moralische Mittel auf sie zu wirken, an dem Gelingen! Glaube nur niemand, daß

allein durch die Gewalt der Waffen, oder durch die Machtgebote der Herrscher, die Nationen gestaltet oder umgestaltet werden. Menschen, in denen der Geist der Weisheit und des Verstandes wohnte, haben eben so großes hervorgebracht, als die größten Helden und Eroberer, und nach der Dauer und dem Werth berechnet, vielmehr. „Es ist nicht zu berechnen, sagt ein geistvoller Schriftsteller, was ein Solon, Numa, Pythagoras, Sokrates, Zeno mit ihren Schulen gewirkt und Gutes gestiftet haben, nicht zu gedenken des göttlichen Mannes aus Nazareth, der in dem kleinen Judäa, wie verborgen, eine kurze Zeit umherwandelte, von jedem verlassen, unter Spott und Schlägen den Tod am Kreuze litt, und dessen hinterlaßnes Wort die Welt umgestaltet hat *).“ Aber alle diese waren auch fern von dem knechtischen Geist, der sich unter das Joch der Zeit beugt. Sie behaupteten die innere Freyheit, welche die Welt mit allen ihren Lockungen und Drohun-

*) Jakobi im Woldemar.

gen überwand. Die Waffen ihres Kampfs waren — wie die des Apostels — nicht irdische, aber mächtig durch Gott, zu zerstören die Festungen des Aberglaubens, die sich gegen die bessere Erkenntniß erhoben; sie stritten mit dem Wort der Wahrheit, und siegten über Irrthümer, die in den Mächtigsten der Erde Schutzwehr fanden, und die keine Welteroberer besiegt haben würden *).

Allerdings scheint es zwar, als ob vor der Uebermacht physischer Kräfte, vor der Gewalt mächtig gebietender Ereignisse, alles zurücktreten, und der harten Nothwendigkeit, die der Drang des Augenblicks herbeyführt, jede höhere Rücksicht weichen müsse. Muß nicht dem Kriege alles Raum machen! Wie ganz andern Bestimmungen werden die geweihtesten Orte in solcher Zeit gewidmet! Wie verdrängen da die Bedürfnisse des Augenblicks alle geistige Bedürfnisse! Die religiösesten Regenten, die eifrigsten Beschützer der Wissenschaft und des

*) 2 Cor. 6, 7. 10, 3—5.

Unterrichts können es nicht hindern, daß vor dem Waffengeräusch bald hier bald da die Stimme der Belehrung und des Trostes verstummt, und oft Jahrelang jede Fürsorge für die geistige Bildung verdrängt, indem der Druck der äußeren Noth alle Kräfte, selbst der würdigsten Regierungen hinnimmt. Aber gerade unter solchen Umständen wirkt auch das Wort der Wahrheit desto kräftiger. Wenn die Fürsten der Erde den Muth verlieren, sich den Zeitgeist zu widersetzen, und alles wohlgethan nennen, was sie nicht hindern können, so ergreift die unerschrockene Rede des freyen Weisen desto kräftiger alle Gemüther. In den Tempeln, wo gewohnheitsmäßig gesprochen und gewohnheitsmäßig gehört ward, verhallte sie nur zu oft an den hohen Gewölben. Aber wenn sich die Hörer zusammendrängen und nah anschließen müssen an den Lehrer, da spricht es unmittelbarer zum Herzen, dessen Saiten dann sicher wiedertönen. Sein Bedürfniß kommt dem Trost und der Belehrung nun williger entgegen, als in den Tagen der Ruhe und des Wohllebens.

Lehrer der Religion, Erzieher der Jugend! Wenn ihr diese Erfahrung in den Jahren der Trübsale gemacht habt — und gewiß war es eure Schuld, wenn ihr sie nicht machtet — so ermüdet nicht auf das Zeitalter zu wirken! Geht ihm zuerst voran in jeder Tugend, die seine Ereignisse fordern, in der Selbstverleugnung, in der willigen Theilung aller Noth, in der Geduld, in der Unterwerfung unter alles was Gott schickt, in der Sanftmuth und Mäßigung auch gegen den Feind; aber dann auch in der unerschütterlichen Festigkeit der Grundsätze und dem Muth, sie unter allen Wechseln des Glücks frey zu bekennen. So dachten jene Zeugen und Märtyrer der Wahrheit in allen Jahrhunderten, durch die uns Licht und Freyheit des Geistes gerettet ist; nun längst schon gekommen zu den Geistern der vollendeten Gerechten, aber als leitende Sterne euch vorleuchtend in den Labyrinthen des Lebens. Werdet ihnen ähnlich; werdet nie der Menschen Knechte!

VIII.

Die religiöse Ansicht des Todes.

Wer sein Leben lieb hat wird es verlieren.

Alles Vergessen seiner Würde, alle schimpfliche Erniedrigung vor menschlicher Größe oder menschlicher Gewalt, entspringt zuletzt aus der Ueberschätzung des irdischen Lebens. Wem dieß das höchste Gut zu seyn dünkt, dem ist kein Preiß zu hoch, und kein Opfer zu schwer, wodurch er es nicht erkaufen würde. Darum hat es sich auch jede echte Philosophie, und namentlich die erhabene Philosophie des Christenthums zum Zweck gemacht, die Begriffe darüber zu berichtigen, und die schwache Anhänglichkeit des sinnlichen Menschen an das, was ihm jeder Zufall rauben und keine Macht der Erde auch nur für die nächsten Augenblicke verbürgen kann, zu besiegen.

Wir tadeln es an denen, welche aus Wahl, oder der Nothwendigkeit weichend, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufstehen, wenn sie nicht entschlossen sind lieber zu sterben, als überwunden zu werden.

Süß und ehrenvoll ists Sterben fürs Vater-
land! —

das, fordern wir von ihnen, soll ihre Losung an jedem Kampftage seyn, und sie mögen siegend oder besiegt fallen, so halten wir ihr Schicksal für beneidenswerther, als die Schmach der Unterjochten.

Soll denn diese Gesinnung nur das Eigenthum einer Classe bleiben, die ohnehin nur unsre bürgerlichen Verhältnisse zu einer eignen gemacht haben, da die Natur jeden berufen hat, das Recht zu schützen und gegen Gewalt zu vertheidigen? Soll jedem andern, den Zufall, Geburt, Geld oder Fürsprache dieser Verbindlichkeit erließ, erlaubt seyn, sein Leben weit über den wahren Werth anzuschlagen? — Der Anlaß, es zu wagen, liegt allerdings den berufenen Kriegern am nächsten. Aber keiner

sollte sich von dem lossprechen, was überhaupt den Menschen ehrt, indem es ihn über das Irdische erhebt; keiner sollte den höheren Sinn verleugnen, den in das Leben und Handeln überzutragen, er in jedem Verhältniß Gelegenheit finden kann.

Zu diesem Sinn führt die religiöse Ansicht des Todes. In Zeiten, wo sich sein Bild uns in allen Gestalten aufdrängt, sollten wir es uns doppelt angelegen seyn lassen, ihn aus einem höheren Standpunkt zu betrachten.

Nur ein niederer, welcher nichts mit der Religion gemein hat, wäre die Rücksicht auf das äußere Unglück, das, wenn Kriege oder andre physische Uebel herrschen, und die Ruhe, den Wohlstand, selbst die Gesundheit Unzähliger zerstören, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Leben erzeugt und uns den Tod wenigstens als ein geringeres Uebel betrachten läßt. Man hat in unsern Tagen sehr oft die Aeußerung gehört, daß man die Todten glücklich preisen müsse, die entweder vor dem Aus-

bruch des Sturms zur Ruhe gekommen, oder wenigstens früher von hinnen geschieden wären, ehe sie seine fürchterlichsten Verheerungen erblickt hätten. Jeder hat sich auch wohl in seinem Kreise Einzelne gedacht, die er vorzüglich selig prieß, daß sie nicht mehr sahen, was sie, wie man meint, kaum ertragen haben würden. So gar ernstlich ist es indeß mit diesen Aeußerungen nicht gemeint. Von denen, welche dadurch stillschweigend einen früheren Tod einem leidenvollen Leben vorziehen, würden wenige sogleich bereit seyn, den Tausch einzugehen. Sie haben für sich immer eine Ausnahme übrig. Sie meinen — „wenn sie nicht dieß, wenn sie nicht jenes noch an das Leben kettete, wären es nicht Gatten, nicht Kinder, nicht Amt und Geschäft“ — so würde ihnen der Tod die willkommenste Bothschaft seyn. Aber ein solches Etwas hat jeder, wie unbedeutend es auch sey in den Augen andrer; auch der Abgelebteste möchte nur dieß und jenes noch besorgen, zu Stande bringen, abwarten; und je näher er nach der Ordnung der Natur am

Grabe steht, desto mehr sucht er sich seine Nähe zu verbergen.

Offenbart sich doch gerade in denen Zeiten, wo der Mensch am unglücklichsten ist, am sichtbarsten, wie fest er am Leben hängt. Fast unbegreiflich ist es, wie sich in so manchem, dem auch der letzte Tropfe reines Lebensgenusses versagt zu seyn scheint, der, wie es uns dünkt, nur mit dem größten Widerwillen die Last des Daseyns fortschleppen kann, und nur den Augenblick herbeysehnen müßte, wo er ihr erliegen wird, doch immer noch Lebenslust regt, und ihn erfinderisch macht, seinen Befreyer, den Tod, zurückzuweisen. Augenblicke des überwältigenden Schmerzes auf Schlachtfeldern und in Krankenhäusern; Momente der seelenergreifenden Angst bey dem zerreißenden Anblick der Leiden der Freunde; plötzlich zertrümmerte Hoffnungen, an denen das Herz hing; feindliche Ueberfälle und Grausamkeiten, — sie pressen wohl aus der Brust den Wunsch, daß es enden möge. Aber laßt im nächsten Augenblick in größter Ferne die Hülfe erscheinen;

laßt eine noch so lange Quaal die Bedingung endlicher Genesung, oder einer späten Rückkehr des verlohrnen Glücks seyn, — sie wird doch willig ergriffen. Man will gern vergessen, was man erduldet, was man noch zu erdulden hat, wenn nur noch einmal das Licht des Lebens freundlicher wieder aufgeht. So hält den Menschen das Leben fest, trotz aller der Mißhandlungen, denen es ihn bloßstellt. Das härteste mag es ihm bieten, er fleht es doch immer wieder an, ihn nicht hinauszustoßen in die — bessere Welt. „Vielleicht — sagt ihr — weil er keine bessere glaubt, oder für sich hofft!“ Nicht da liegt der Grund! Mit dem festesten Glauben an Fortdauer, mit der sichersten Erwartung eines Himmels voll Freude und Seligkeit, ist dennoch sehr oft der heißeste Wunsch verbunden, so spät als möglich in ihn einzugehen, sollte sich auch der unzerstörbare Trieb hinter den frommen Wunsch verstecken, jenes Himmels erst noch würdiger zu werden. Alles, was der Glaube an das Jenseits der Gräber vermag,

ist nur die ruhigere Stimmung der Seele bey dem Andenken an die Trennung, und selbst diese, — wie wechselnd ist sie und wie abhängig von dem sinnlichen Theil unsers Wesens.

Nein, laßt es uns nur gestehen, die Verachtung des Todes und der Muth, womit man dem letzten Feinde entgegen geht, ist, wie bey den Kriegern, so bey dem Menschen überhaupt, entweder die Folge einer völligen Abstumpfung, oder einer Exaltation, welche seinen Vorstellungen eine Herrschaft über die natürlichen Empfindungen verschafft. Wo er zwischen beiden in der Mitte steht, erwartet man sie vergebens. Menschen, die nie aus dem Zustande eines dumpfen Hinbrütens kommen, und ohne alle innere Energie nur das Aeußere auf sich einwirken lassen, gehen eben so gedankenlos, und stürzen sich, wenn ihr wollt, eben so unerschrocken dem Tode entgegen, als das vernunftlose Wesen, das ihr Sporn in das Schlachtgetümmel treibt. Aber auch in dem exaltirten Menschen verschwindet

die Furcht, und je nachdem er nun gestimmt ist, tritt entweder der höchste Grad des Leichtsinns, der mit dem Tode selbst und seinen Werkzeugen seinen Spott treibt, oder die Begeisterung durch irgend eine Idee, welche ihn schon hier aus allen weltlichen Verhältnissen hebt, an die Stelle der Furcht. Sie ist nicht immer eine religiöse Begeisterung — sie findet sich ja oft bey der höchsten Irreligion. Aber selbst in ihrer verwerflichsten Gestalt — vielleicht das Erzeugniß roher Wuth, und unedler Rache, oder irgend einer andern unedleren Leidenschaft — bleibt sie immer ein Beweis, wie mächtig der Geist des Menschen ist, so wie jeder auch der tadelhafteste Märtyrer der Religion und der Freyheit ein Beweis bleibt, daß kein Tyrann der Erde den Willen des Menschen in Fesseln legen kann, wenn er sich nicht selbst den Fesseln hingiebt.

Man irrt gleichwohl, wenn man es als letzten Zweck der Religion betrachtet, den Menschen in dem Sinn zur Verachtung des Todes zu bringen, daß er überhaupt gleichgültig

werde gegen das Leben. Man kann einen sehr hohen Werth auf ein irdisches Gut setzen, ohne es deßwegen für das höchste zu halten.

Daher ist die religiöse Ansicht des Todes nur einseitig, wenn man damit den Begriff einer geheimen Sehnsucht verbindet, früh einem Zustande entrückt zu werden, in dem man sich gerade für den jetzigen Augenblick nicht wohl befindet. Selbst die strengste Schule der älteren Weltweisen, bestritt nicht sowohl die natürliche Liebe zum Leben, als die unmännliche Furcht vor einer Veränderung, die zu den Bedingungen dieses Lebens gehört, und die unter gewissen Umständen weit wünschenswürdiger seyn muß, als ein schmachvolles Daseyn. Eben so wenig fordert das Christenthum, daß der Mensch in der Zukunft leben und darüber sein Geschäft in der Gegenwart vergessen soll. Es will nur, daß er eben so gut zu sterben wisse, wenn der Tod die höhere Pflicht ist, als würdig zu leben, so lange das Leben noch einen wahren Werth hat.

In den Stunden des Mißmuths scheint es diesen Werth für immer verlohren zu haben, so bald uns das entrissen wird, was es uns am genußreichsten machte. Wegwerfen möchte man es dann, weil man meint, sein Gehalt sey verschwunden. In dem einen Freunde, dem Gatten, dem Kinde, dessen man sich plötzlich beraubt sieht, hat man — so dünkt es dem Schmerz — allein gelebt. Dem heißen Patrioten ist mit dem Verlust des alten Vaterlandes, des alten Regenten fast alles dahin. Er hält es für unmöglich, unter veränderten Umständen das Leben zu ertragen. So erscheint in solchen Augenblicken der Tod als ein willkommner Freund.

Aber noch einmal — wie verzeihlich dieß dem von Schmerz überwältigten Menschen auch seyn mag — dieß ist keine rein religiöse Ansicht des Todes. Es ist die Ansicht der Phantasie und eines zu gereizten Gefühls, das nicht dauern kann. Kaum sind Monate verschwunden, so ist man sich auch recht wohl wieder bewußt, daß das Leben, selbst nach solchen

Verlusten, noch etwas übrig hat für den Genuß, und es treten seine lichteren Farben wieder hervor, wie sich die trübe Wolke entfernt, die sie bedeckt hatte. Einem durchaus religiösen Sinne, von welchem die Ruhe der Seele und das Gleichgewicht der Empfindungen unzertrennlich ist, kann nichts, was abhängig ist von der Zeit und ihrem unaufhörlichen Wechsel, als das Höchste und Unentbehrlichste erscheinen. Nur das, was auch in dem Wandelbaren unwandelbar und ewig ist, will er nicht verlieren. Dieß ist aber auch unabhängig von den äußeren Erscheinungen. Der Fromme lebt fort mit denen, an welchen seine Seele hing; denn sie sind nur seinen Augen verschwunden, nicht seinem Geist, in dem der heilige Glaube wohnt, daß nichts, was göttlichen Ursprungs ist, jemals untergehen kann. Wie die Trennungen durch Land und Meer, Menschen, die sich ganz angehört haben, nur dem Körper nach auseinander reißen, indeß die Geister sich immer nah bleiben, und selbst durch die Trennung oft noch näher kommen, so ist er in einer steten Ge-

meinschaft mit denen, die einige Augenblicke früher in eine andre Sphäre versetzt sind, die auch ihn bald aufnehmen wird. Was ihm manche äußere Verhältnisse so werth machte, war nichts, was Gemeinschaft mit dem Sinnlichen hat. Es war der Geist einer Regierungsform, es war die Rechtlichkeit dieses Geistes, es waren die Grundsätze, wonach man in der Gesellschaft handelte, oder die Gesellschaft regierte, es war die Milde, wodurch die Macht wohlthätig ward. Die Achtung gegen das alles, die innere Treue, die unwandelbare Anhänglichkeit an die, von denen es ausging, — sie kann keine äußere Veränderung in ihm vertilgen; niemand kann es ihm wehren, sie in seinem Innern zu nähren und zu pflegen. Hat durch gewaltsame Veränderungen seiner Außenwelt alles eine andre Gestalt, einen andern Geist in einem Lande angenommen, so betrachtet er sich zwar als einen Fremdling darin, dem es aber der Regierer seines Lebens zur Pflicht gemacht hat, eine Zeitlang auch unter solcher Umgebung und in solchem Verhält-

niß zu leben und zu wirken. Eine ungemäßigte Sehnsucht nach dem Tode, aus Mißmuth über die ungewohnte Lage, wäre nur Ungehorsam gegen den, dessen Willen er in allem sieht was ihm begegnet.

In den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen betrachtet man den Tod als den Anfang eines andern und ewigen Lebens. Nicht so, wer den Geist der Religion gefaßt hat. Das wahre geistige Leben ist nur Eins, wie das Daseyn. Es ist nur das erhöhte Daseyn durch die Regsamkeit der edelsten Kräfte und Gefühle. In seiner Natur ist kein Gegensatz des Zeitlichen und des Ewigen, des Irdischen und des Himmlischen. Das körperliche Leben ist nur für eine Zeitlang die Bedingung der Wirksamkeit des geistigen: dieß geht ununterbrochen fort, wie sich auch diese Bedingungen ändern, und in wie mannichfaltigen neuen Formen es sich ausdrucken möge. So blieb — wenn wir etwas von niederer Art mit dem Höheren vergleichen dürfen — das Urwesen des Schmetterlings immer dasselbe

durch alle Gestaltungen und Umgestaltungen, durch die er gehen mußte, ehe das Sonnenlicht seine Flügel vergolden konnte.

Seht da die religiöse Ansicht des Todes und des ewigen Lebens im Geist des Christenthums! Warum wird sie so wenig beachtet? Warum übersieht man es, daß beynah überall, wo sein heiliger Stifter von diesem redet, er offenbar nicht ausschließend einen Zustand bezeichnet, der erst nach der Auflösung des Körpers erfolgen werde, daß vielmehr nach seiner Lehre der Augenblick, wo der Mensch das Wahre, das Gute, das Göttliche ergreift, und in sein ganzes Denken und Handeln aufnimmt, auch ein ewiges Leben in ihm beginnt. „Wer ihm glaubt, wer ihn besitzt, in ihm lebt, der hat das ewige Leben; er ist vom Tode zum Leben durchgedrungen *). Das ist das ewige Leben, den, der allein wahrer Gott ist, und den er gesandt hat, recht zu erkennen **).

*) Joh. 5, 24. 6, 40.

**) Joh. 17, 3.

Wer den guten Kampf kämpft, hat hier schon das ewige Leben ergriffen *)."

Was entwickelt aber die mannichfaltigen Kräfte dieses geistigen Lebens mehr als das Unglück? Wie überhaupt in Zeiten allgemeiner Noth, im Kriege oder bey andern ungewöhnlichen Schlägen des Schicksals, der Mensch sehr oft von Seiten erscheint, die wir nicht in ihm geahndet haben; wie der Widerstand die Kraft erhöht, und der Druck den Widerstand, so gewinnt auch das eigentliche moralische Leben des Menschen, je mannichfaltiger es sich äußern kann. Gerade dann, wenn der äußere Mensch mit allem was ihm angehört, herabzukommen scheint, wird der innere Mensch von Tage zu Tage veredelt **). Wenn nicht frühere Zerstörung der edleren Organe die freye Thätigkeit seines Geistes hindert — eine nicht seltne Erscheinung des höheren Alters, die es eben daher so wenig wünschenswerth macht —

*) 1 Tim. 6, 2.

**) 2 Cor. 4, 16.

so kann diese Veredlung fortschreiten, so lange das Körperleben dauert. Eben daher kann es, auch unter den allerhärtesten Schicksalen, dem, der ihre Schule nicht scheut und jede Probe zu bestehen bereit ist, nicht in den Sinn kommen, den Tod sehnend oder gewaltsam herbeyzurufen. Aber eben so wenig wird er ihn fürchten. Denn das ewige Leben, das er schon lange ergriffen hat, der Wandel im Himmel *), den er auf Erden wandelt, kann durch den Tod nur andre Gestalten und andre Richtungen bekommen; jenes kann nur in dem Sinne ein neues werden, in welchem wir durch jede Veränderung unsrer äußeren Lage gewissermaßen ein neues Daseyn anfangen.

Indeß liegt es einmal in der Natur, daß uns vor dem letzten Kampfe grauet, und viele der Entschlossensten und der Heiligsten gestanden es frey, daß sie diesen natürlichen Schauer, der allen lebendigen Wesen gemein zu seyn scheint, in ihrer Empfindung nicht ganz zu be-

*) Phil. 3, 20.

siegen vermochten. Behaupte denn auch immer die Natur ihr Recht! Der Heilige des Evangeliums hat es sich nicht verheelt, daß der Kelch des Todes bitter sey. Paulus hat sich gesehnt, der allmähligen Entkleidung von der Hülle des sterblichen Leibes, durch eine plötzliche Umgestaltung zu einem höheren Leben entgehen zu können. Viele der Trefflichsten haben schwer gerungen mit dem Tode. Wenn der edle Bailly, nach den fürchterlichsten Mißhandlungen, auch nicht, wie er ruhig sagte, bloß vor Frost, wenn er, bey der heißesten Sehnsucht nach dem Ende, doch auch vor dem letzten Kampf des Todes gezittert hätte, wir würden ihn deßhalb nicht weniger achten. Wenn sich in so manchen andern Opfern der Revolution, zu dem Ausdruck ihrer Entschlossenheit, lieber zu sterben als etwas unwürdiges zu begehen, dennoch die Sehnsucht nach Errettung aus den Mordhöhlen, in die man sie einkerkerte, gesellte, so sprechen diese menschlichen Töne mehr zu unserm Gefühl, als ein wildes Märtyrerthum, oder der

empörende Leichtsinn andrer in der ernsthaftesten Stunde des Lebens *). Was sich überhaupt, auch bey solchen, die keine Hoffnung, kein Glaube, und kaum irgend eine höhere Maxime unterstützt, von einer fast unnatürlichen Gleichmüthigkeit findet, — die unerschütterliche Standhaftigkeit unter Marter und Quaal und die Kälte in den heißesten Stunden des letzten Kampfs, — das ist mehr physische Stärke ihrer Individualität, als moralisches Verdienst.

Wenn denn nur die schwache sinnliche Natur nicht so viel Obergewalt gewinnt, daß man das Leben durch irgend etwas zu erkaufen fähig wird, das den Menschen erniedrigt! Daß uns nur der Wille und die Kraft nicht verlohren gehe, uns auch jetzt noch der Entehrung und der Schande, treffe sie den Einzelnen oder das Ganze, wenn kein andres Mittel übrig bleibt, durch den Tod zu entreißen. Ohne die Verachtung des Todes, die in allen Zeiten

*) S. Anmerk. und Zusätze Nr. 10.

große Seelen *) ausgezeichnet hat, wäre ganz ohnfehlbar vieles Vortreffliche längst untergegangen. Hätten sie sich einem kalten Vernünfteln, „daß es doch vergeblich sey, den feigen Menschengeschlecht zu helfen, und es aus seiner moralischen oder bürgerlichen Sclaverey zu retten," hingegeben; hätten so manche Väter und Mütter nicht die Ehre und die sittliche Würde ihrer Kinder lieber gehabt, als ihr Leben, — es stünde noch weit schlechter um den Glauben an alles, was Heilig und Ewig ist. Aber weil sie wußten, daß es nicht so leicht ist, die Wahrheit zu vernichten, als über ein ganzes Zeitalter Elend, Knechtschaft und Schande zu bringen, daß kein Fortschritt zum Besseren einmal gethan, je ganz verlohren geht, wenn auch Barbarey und Unverstand ihn Jahrhunderte lang wieder aufhalten, so brachten sie getrost der Wahrheit und dem Recht selbst das Leben zum Opfer, wenn jene nur dadurch behauptet werden konnten.

---

*) Animae magnae prodigos.

Horat.

Daran denken auch die nicht, die, zu schwach die wahren oder vermeinten Uebel des Lebens zu tragen, sich den Unmuth überwältigen lassen und seine Lasten abwerfen. So lange man lebt, hat man es ja in seiner Gewalt, auch den höchsten Preis an das Höchste und Herrlichste zu setzen. Aber verlohren geht dagegen das wahre Leben für den, der es sich oder den Seinen um schnöden Preis erhalten will! Wenn man das Bewußtseyn innerer Erniedrigung in sich trägt, dann giebt es nur zwey Mittel, es noch länger ertragen zu können; eine völlige Abstumpfung des moralischen Gefühls, eine kalte Gleichgültigkeit gegen die Verachtung aller besseren Menschen und gegen die eignen, und den wilden Sinnentaumel, der doch nur eine kurze Zeit lang dauern kann. Wie könnte man den beklagen, den ein würdiger Tod — und wäre es auch in der Blüthe seiner Jahre — einem solchen wahrhaft elenden Leben entrissen hat? Darum sollte man nicht sowohl die, welche den Leiden dieser Zeit entgangen sind, selig preisen; —

denn in diesen Leiden konnte sich ihr innerstes Wesen erhöhen und verherrlichen; — aber wohl sollte man selig nennen die Todten, die im hohen Gefühl ihrer Pflicht die Welt überwunden und die Schrecken des Todes nicht geachtet haben, um mit einem reinen Bewußtseyn von hinnen zu scheiden.

Wenn übrigens der Tod in dem inneren Wesen und Seyn derer nichts ändern kann, deren Sinn immer auf das Unveränderliche gerichtet, sich von den Fesseln des Irdischen täglich mehr loszumachen strebt, — in welch einem andern Licht muß er denen erscheinen, deren Thun und Treiben auf eine irdische Unsterblichkeit berechnet scheint, und in deren Geist nie ein Lichtstrahl aus einer höheren Welt gefallen ist. Was es auch sey, was ihre ganze Thätigkeit hinnimmt, heiße es Lust der Sinne, Reichthum, Herrschsucht, Macht und Ruhm, — was darin von dem physischen Daseyn und von äußeren Verhältnissen allein abhängig ist, geht doch mit dem Moment des letzten Pulsschlags gänzlich verlohren. Nähmen

sie sich die Zeit, es lebhaft zu denken, daß der unausweichliche Bote Gottes, dem keiner entflieht, jeden Augenblick erscheinen, daß er vielleicht in eben dem Moment, wo sie die höchste Höhe ihres irdischen Bestrebens erschwingen wollen, mit seiner kalten eisernen Hand ihr dem Verderben längst geweihtes Haupt ergreifen, alle ihre ungeheuren Entwürfe vernichten, und den Geist, in dem sich Plan an Plan, Gedanke an Gedanke drängte, plötzlich durch das Anschauen der Nichtigkeit aller Dinge auf Erden veröden kann *); — nähmen sie

---

*) Etwas von dieser trostlosen Ansicht des Todes, drückt der Monolog aus, mit welchem Talbot in Schillers Jungfrau endet:

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüßig bin ich dieser Sonne.
Bald ists vorüber und der Erde geb ich
Der ewgen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächtgen Talbot, der die Welt -

sich die Zeit, dieß alles lebhaft zu denken, — ihr innerer Zustand müßte schon hier schrecklicher seyn, als alles Schreckliche, was im Gefolge ist von äußeren Unglücksfällen und körperlichen Schmerzen.

Kein fühlender Mensch erblickt leicht einen Todten, ohne von dem Kontrast des regen Lebens in sich und um sich, und dieser plötzlichen Stockung aller seiner Triebräder tief bewegt zu werden.

In einem religiösen Gemüth erwachen noch andre Betrachtungen und Empfindungen, je

---

Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Hand voll leichten Staubs! — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth.

mehr es gewohnt ist, sich ernsthaft mit dem Leben und seinen Erscheinungen zu beschäftigen. Aber wie verschiedenartig werden diese Betrachtungen und Empfindungen durch die mannichfachen Gestalten des Todes. Ein schuldloses Kind, das noch keine Ahndung von dem gehabt hat, was ihm im Leben Gutes und Böses begegnen konnte, und ein abgelebter Greis, der durch alle Schulen des Lebens gegangen ist; ein Jüngling in voller Kraft, gefaßt und gerüstet zu einem langen Wege, und ein müder Wanderer; ein stiller Weiser, der sich bey der Beschränkung seines Wissens einer Welt entgegen sehnt, wo die Bande der Sinne ihn nicht mehr fesseln werden, und ein trunkner Weltling, der täglich herrlich und in Freude lebend, gern der Sinne noch mehr gehabt hätte zu wechselndem Genuß, wiewohl in seiner Brust schon lange eine nicht zu betäubende Stimme ihn erinnert hat, wie rastlos er dem Verderben entgegen eilt *); ein Lehrer des Friedens und der Liebe,

*) Imus imus praecipites! S. Beyl. Nr. 11.

und ein Welteroberer; ein todter Sokrates und ein todter Alexander; ein Timoleon zur Gruft getragen, von der Liebe und der Ehrfurcht aller seiner Mitbürger, und ein gemordeter Nero, oder ein von der Wuth derer, die ihm gestern sclavisch gehorchten, zerfleischter Vitellius; der Begräbnißort in irgend einem friedlichen Hirtenthal, und ein St. Denis oder ein Magdalenen-Kirchhof! — Welche Sprache vermag die Fülle von Gedanken und Gefühlen auszusprechen, welche solche Ansichten des vielgestaltigen Todes in dem zurücklassen, der in dem Schicksal jedes denkenden Geistes, wie niedrig oder wie hoch er auch stehen mochte auf Erden, immer den Anfang und den Fortgang eines göttlichen Plans erblickt, und sich, wie labyrinthisch auch der Gang der Entwickelung seyn mag, stets den vergegenwärtigt, der den Faden zum Ausgang in der Hand hat.

IX.

IX.

Tröstende Blicke auf die Menschheit, in Zeiten allgemeines Unglücks.

Verschließe nur dem Trost die Seele nicht,
Du wirst ihn finden, wo du nie gehofft.

Traurig war jüngst meine Seele geworden, und müde des Erdenlebens voll Verderbniß und Elend. Denn was ich in der Nähe hörte, waren Seufzer, und was ich aus der Ferne vernahm, waren Stimmen der Klage. Die Freude, meinten viele, sey — und vielleicht auf immer — von der Erde verschwunden, und das Geschlecht eile mit schnellem Schritt, großentheils aus eigner Schuld, dem Untergange entgegen.

Wo, klagten sie, wird nach allem, was wir erleben und erlebt haben, noch der Winkel der Erde seyn, wohin man flüchten könnte,

um dem Anblick der Noth zu entgehen? Wo werden die Wissenschaften, wo wird selbst die Tugend zuletzt noch eine Stätte finden, in der sie das Waffengeräusch nicht erschreckt, in der sie die Greuel im Gefolge des Krieges und des Sieges nicht empören, in der sie endlich selbst vor den Verführungen eines Zeitalters sicher genug ist, in welchem, wenn es möglich wäre, selbst die Auserwählten von dem gewaltigen Strom der Verderbniß hingerissen werden? Wie lange wird es noch eine Gesellschaft treuer Anbeter Gottes geben, da ihre Zahl sich täglich mindert, die Versammlungsörter verödet stehen, und so vielen Dienern des Tempels der kleine Ueberrest von Muth entsinkt, Nutzen zu schaffen? Wie lange werden selbst die natürlichen Bande der Familienliebe noch zusammenhalten, da sich alles auflöst, da es bald kein gemeinsames Vaterland mehr geben, und irdisches Verlangen nach Besitz und Ehre, oder wenigstens nach gesicherter Existenz für den Augenblick, alle schöneren Verhältnisse alles reinere Interesse vernichten wird? Und

wenn denn auch noch eine kleine Auswahl der Würdigsten das alles aus dem allgemeinen Schiffbruch rettete, wird nicht wenigstens der Druck der äußeren Noth, und die Entbehrung der nächsten Bedürfnisse des Lebens, den Geist so niederbeugen, daß ihr besseres Wollen und Streben ohnmächtig erliegen, und nichts mehr auszurichten vermögend seyn wird für das Allgemeine?

So hört ich rings um mich her klagen und sah auch genug des Jammers nah und fern, was die Klagen zu rechtfertigen schien. Auch konnte mich der Leichtsinn der Gedankenlosen, die nur für den Augenblick lebend, und sich durch Sinnenrausch betäubend, des Allgemeinen und des Künftigen vergessen, so wenig beruhigen, als das kindische Hoffen auf Zeichen und Wunder, die im Moment wiederherstellen sollen, was den Verständigen, für ein halbes Jahrhundert unwiederbringlich, in seinem tiefsten Grunde zerstört scheint. Und so hätte ich mich beynah auch an die Hoffnungslosen angeschlossen, des Guten, was übrig ist, ver-

gessen, und die hellen Punkte mitten in einer trüben Gegenwart undankbar übersehen.

Aber was mich vor der Muthlosigkeit bewahrte — dem gefährlichsten Zustande, weil er gerade da die Kräfte lähmt, wo man ihrer am meisten bedarf — war, daß ich mich oft zurückzog in die Einsamkeit, und dann mein Auge wegwendete von den Schauplätzen des Jammers und Elends. Die Einsamkeit gab mich mir selbst, gab meinem Geiste die Ruhe wieder, zu prüfen was andre leidenschaftlich urtheilten, und es mit dem zu vergleichen, was die große Lehrerin, die Geschichte, mich gelehrt hatte. Dann lenkt' ich mein Auge oft nach einer andern Seite hin, und kam zurück von dem Irrthum, meinen Stammort mit der Erde und meine Stammverwandten mit der Menschheit zu verwechseln. Es ward mein Blick freyer, unbefangener mein Urtheil; so hab' ich manchen Trost gefunden und mich aufgerichtet zu froherer Hoffnung.

Ihr bedürft des Trostes vielleicht mehr als je, ihr Bekümmerten und Gedrückten, denen dieß Blatt in die Hand fällt. Die Empfindung

eigner oder fremder Noth läßt euch das Ganze der Menschheit durch einen trüben Flor ansehen, und alles tritt in Schatten. Vielleicht gehört auch ihr schon zu den Verzagenden. Laßt mich euch die Resultate meines Nachdenkens und meiner Erfahrung mittheilen, die mir, neben dem festen Hoffen auf die ewige Weisheit und Güte, den Glauben gesichert, die mir selbst in den kummervollsten Tagen, Stunden der Freude und des Genusses gewährt haben.

Zuerst fragt ich mich selbst, ob es denn auch billig und recht sey, das Glück und das Elend auf Erden nach dem zu berechnen, was gerade uns oder denen begegnet, an welchen wir näheren Antheil nehmen; ob, wenn auch wirklich kein Winkel in unserm Vaterlande wäre, wohin der Krieg nicht irgend einen Schreckensboten gesendet hätte, deßwegen auf dem ganzen Erdenrund kein friedlicher Ort mehr zu finden sey? Ein altes Wort aus den Zeiten des Urchristenthums tönte in meinem Innern wieder: „Lieben Brüder, laßt

euch die Hitze, die euch itzt begegnet, nicht befremden, und wisset, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt ergehen!“ — Und — fuhr ich fort mir zu sagen — wie lange sind gerade die Leiden, welche uns jetzt treffen, schon über unsre näheren und entfernteren Brüder ergangen! Haben wir etwa in jener langen Reihe schöner Jahre eines tiefen Friedens, eingewiegt von unserm Glück, derer vergessen, die, vielleicht unverschuldeter als wir, von den Stürmen der Zeit ergriffen, bald zwey Decennien auf dem Schauplatz der Schlachten, der Empörungen, der bürgerlichen Zwietracht, unter den Erpressungen der Eroberer und in allen dem Jammer lebten, der jeder aufgelösten alten Ordnung auf dem Fuße zu folgen pflegt. Gleichgültig blieben wir gerade nicht, wenn solche Kunde aus der Ferne zu uns drang! Wer mißgönnte wohl den Unglücklichen ein Bedauern, das nichts kostet, und eine Thräne, die dem aufgeregten Gefühl ein Bedürfniß ist! Aber wie ruhig legte man gleichwohl die Blätter aus der

Hand, die, wenn sie aus unsrer Nähe gemeldet hätten, was sie von fernen Nationen erzählten, uns mit Schrecken und Angst erfüllt haben würden. „Es geht, hieß es, einmal nicht anders zu im Kriege! Der Krieg bleibt immer ein Uebel, aber ein nothwendiges, und es ist sogar gut, daß die Menschheit zuweilen aus dem Schlummer aufgeregt werde! Jenes Land hat Hülfsquellen, es wird sich bald wieder erholen; Warum schloß man jenes Bündniß? Warum behauptete man die Parteylosigkeit nicht? Warum war man so stolz? Die Zeit wiederholt sich! Die Dynastieen ändern sich! Wer mag es hindern?“

Warum nun nach solchen ruhigen Bemerkungen über das, was Andern begegnete, die Menschen waren wie wir, und wie wir ohne Schuld hinabgerissen wurden in den Strudel — warum auf einmal so alle Fassung verlieren, und glauben, seit es uns getroffen, sey das Schicksal strenger geworden, nun sey aller Friede von der Erde gewichen? Ist denn unser Vaterland die Erde? Es kann Zeiten geben, wo die

Uebel des Krieges sich allgemeiner verbreiten; wir leben selbst in ihnen; aber es können auch Zeiten kommen, wo die Wohlthaten des Friedens wieder allgemeiner zurückkehren. Immer giebt es, selbst in dem schlimmsten Fall, noch eine große Menge von Menschen, die nur durch die Sage vernehmen, was sich in der Ferne und oft selbst in ihrer Nähe ereignet. Nicht allein in unzugänglichen Thälern, hinter schroffen Alpengebirgen, nicht in entlegenen Welttheilen darf man sie suchen. Mitten im Vaterlande, wo überall die Kriegsflamme zu lodern scheint, giebt es der Länder und Städte noch viele, die nicht ein Funke des großen Brandes berührt hat.

Nein, meine Freunde, laßt uns nicht verlangen, daß sich Alle elend und gedrückt fühlen sollen, weil wir uns unglücklich fühlen. Sonst möchten die, die wieder aufathmen, oder jetzt die Verschonten sind, fragen: Ist denn euch unsre Noth so zu Herzen gegangen, als ihr die Verschonten wart? Habt ihr eure Freudenfeste eingestellt, als unsre Länder blu-

teten? Schien euch damals auch kein Winkel der Erde glücklich, oder prunktet ihr vielleicht mit der Weisheit des Benehmens eurer Beherrscher, und tadeltet die unsern, und bedachtet nicht, wie schnell auch die erklärtesten Freunde des Friedens, von den Geweben einer verblendeten oder treulosen Staatskunst umstrickt werden können? Wenn ihr gerecht seyn wollt, so gönnt uns die Ruhe — wer weiß wie lange sie dauert! — und freut euch, daß noch irgendwo Frieden und Lebensgenuß ist, wie wir euch einst glücklich gepriesen haben, so lang es euch vergönnt war glücklich zu seyn. Die Religion, die ihr im Munde führt, will, daß man traure mit den Trauernden; sie will auch, daß man sich freue mit den Fröhlichen.

Aber selbst da, wo die Schrecken der Zeit alles zerstört zu haben scheinen, begegnet uns oft unvermuthet eine tröstende Erscheinung. Wohl giebt es der Länder und Städte, wo sich alles langsam der Auflösung nähert, und der letzte Fruchtkeim von dem eisernen Fuße der Gewalthaber zertreten wird. Aber so ist es

bey weitem nicht überall. Selbst die Verwunderung, die sich so oft äußert, wenn man alles in der Nähe anders findet, als es die Schreckensnachrichten fürchten ließen, beweiset, daß unsre Phantasie uns vieles mit zu dunkeln Farben mahlte. Wir nähern uns mit Schaudern den Feldern, wo die Menschenschlacht gewüthet hat, und junge Saat oder reiche Erndten bedecken die Gräber der Todten. Wir fürchten Aschenhaufen von Städten und Dörfern zu finden und verödete Wohnungen, oder, nach so langen schwerem Druck, Mangel und Armuth in den Prachthäusern wie in den Hütten, und wir bemerken hie und da kaum, daß sich etwas geändert hat. Vielleicht steht Veraltetes schon wieder neu und schöner da; viele der Menschen leben fort, wie sie zu leben gewohnt waren; ein Theil bis zur Unbesonnenheit, ein andrer mit Vernunft. Sie versagen sich, was sonst für unentbehrlich gehalten wurde, und sind vielleicht nur glücklicher in dem engeren Kreise, in welchen sie sich zurückziehen, nur freyer von hundert Bedürfnissen, die vordem

ihre Sorgen beschäftigten, und sie keinen geringen Theil des Lebens verlieren ließen. Sie gestehen, daß sie erst der Noth es abgelernt haben, recht zu genießen, und bey einer frommen Stimmung des Gemüths danken sie Gott, „daß er sie gedemüthigt hat, damit sie dieß Rechte erkennen, und die wahren Güter des Lebens höher schätzen lernten.“

Manchen tröstenden Anblick des veredelten Familienlebens, haben mir selbst diese Jahre der Verwirrung und des öffentlichen Unglücks gewährt. Sollte es euch, die ihr auch für diese Verbindungen alles befürchtet, und schon im Geist die schönsten Bande sich auflösen seht, ganz an ähnlichen Erfahrungen gefehlt haben?

Es ist nicht auszusprechen, welchen unerschöpflichen Quell der allerreinsten Seligkeit, der Gott der Liebe durch jene natürlichsten und schönsten Verhältnisse den Menschen eröffnet hat. Daher sind auch unter allen die am beklagenswerthesten, denen selbst dieser Trost in den Zeiten des Unglücks fehlt. Nein, hab ich mir oft gesagt, wenn ich einen in sich selbst

glücklichen Kreis verließ, wo sich Liebe und Vertrauen jeden Moment begegnete, und Herzlichkeit aus jedem Auge sprach, — nein, das innere Glück des Menschen können doch auch die furchtbarsten Gewalten der Erde nicht ganz zertrümmern. Im Einzelnen vernichten sie es wohl. Aber indem es hier untergeht, blüht es vielleicht dort nur desto fröhlicher auf. So bleibt unzähligen Müttern doch in den beunruhigendsten Zeiten der süße Genuß ihrer Kinder — ihre einzige große Angelegenheit! Ruhig lassen Sie die Vorsehung walten über das Loos der Völker. Wie es auch werde — wenn ihnen nur bleibt, woran ihre ganze Seele hängt. Nennt sie beschränkt diese weiblichen Seelen, die nicht einen Schritt aus ihrer eigenthümlichsten Sphäre heraustreten, und deren Herz zu eng ist, um die Sorge für das Allgemeine aufzunehmen. Mit wie großem Recht unsre Achtung auch denen huldigt, die höher stehen, und in deren männlichem Sinn bey zarter Weiblichkeit, uns die Kraft und die Schönheit der menschlichen Natur zugleich er-

scheint, so sind doch auch jene selig zu preisen in ihrer Beschränktheit. Treu ihrem Beruf — und welchen Werth vor Gott und Menschen hat diese Treue! — hingegeben in die Fügungen der Vorsehung, wie in den Willen der männlichen Stärke, an die sie sich ruhig anlehnen; auch bereit zu allen Opfern, die ihnen oft viel leichter werden als uns, kaum achtend auf Entbehrungen, die den vielverlangenden Mann schmerzlich fallen, wandeln sie ihren Weg in Unschuld und Frieden. O, dieser Friede in dem Herzen einer treuen Gattin, einer liebenden Mutter, den keine Macht der Erde ihnen rauben kann, wie erquickt sein Anschauen das von Sorgen gequälte Herz, und welches herrliche Bild ist er von jener Ruhe des Geistes, die jeder Mensch unter allen äußeren Wechseln, auf die jeder gefaßt seyn muß, in sich erhalten könnte, wenn ihm, in jeder Lage nur seine nächste Pflicht zu thun, eben so sehr zur Gewohnheit geworden wäre, wie der Mutter, einzig zu leben für die theuern Gegenstände ihrer Sorgen.

Wer richtet sich nicht auch auf, und vergißt, auf Stunden wenigstens, seines eignen Kummers, wenn er in einen Kreis glücklicher Kinder eintritt, oder fröhlicher Jünglinge und Jungfrauen, die selbst in denen Jahren, wo die selige Unbekanntschaft des ersten Alters, mit allem was die Menschen plagt und kümmert, schon vorüber ist, doch nur für die Freude dauernden Sinn haben. Seht ihr nicht, wie die unschuldigen Geschöpfe jeden besseren Augenblick ergreifen, und — viel weiser als wir — Traurigkeit und Sorgen nicht einen Augenblick länger nähren, als der Schmerz oder die Furcht sie noch ängstigt. Seht ihr nicht, wie gleichgültig es ihnen ist, wie einfach oder wie glänzend ihre Umgebung sey — denn das kann ihre Freuden nicht mehren oder mindern; — wie reich oder dürftig die Tafel besetzt werde — denn der Ueberfluß ist ihnen nur Quaal, und dem Bedürfniß der Natur, die mit wenigen zufrieden ist, genügt die einfachste Kost; — wie kostbar oder wie wohlfeil das Gewand sey, in das man sie

kleidet — wenn das bunte Farbenspiel nur dem Auge gefällt, und die regen Kräfte nicht einengt. Wirft denn der liebliche Freudenstrahl aus ihrem Auge, der unbewölkte Himmel auf ihrem Angesicht, kein Licht in die Nacht eures Trauerns? Tönt dem fröhlichen Jauchzen, womit sie euch entgegenhüpfen, keine Saite eures verstimmten Gefühls wieder? Ist euch der rasche Jüngling, der getrost von einem Tage zum andern einer bessern Zeit entgegenhofft, und noch alle Ideale einer schönen Zukunft im Herzen trägt, ist euch eine blühende Tochter, die nichts von allem versteht, was ihr von den Verwirrungen der Zeit redet, aber wohl in ihrer eignen Brust die Ahndung glücklicher Tage trägt, sind euch so viele liebende Menschen, die der Unbestand der äußeren Dinge nur standhafter macht in ihrer Treue, und entschloßner, alles mit einander zu theilen und zu dulden und durchzukämpfen — sind alle diese Erscheinungen, die ihr überall finden könnt, wenn ihr nur den Blick darauf richten wollt, nicht eben so viele Beweise, daß es mit-

ten im Elend der Zeit noch viele glückliche Wesen auf Erden giebt?

Aber gerade das Familienglück — sagt ihr — wird in Zeiten des Krieges so vielfach zerstört. Die Gatten werden den Gatten, die Kinder den Eltern entrissen, und mit dem Signal zum Aufbruch tönt für Unzählige der Glockenschlag zur Trennung auf immer.

Wer möchte es leugnen, daß es bey vielen der Fall ist! Aber rechnet auch hier nur nicht falsch! Was nie recht verbunden war, trennt sich auch eigentlich nie durch die Entfernung des Körpers. Die Bande, die vielleicht den größeren Theil derer, von welchen ihr redet, an einander knüpfen, sind so locker, und es ist oft nur das Bedürfniß des physischen Lebensunterhalts, was sie zusammenhält, daß, dieß abgerechnet, die Trennung für sie der Zeitpunkt eines freyeren und zufriedenen Lebens ist. Es gehört zum Ton, über die Entfernung derer zu klagen, deren Nähe nie wohlthätig war; aber Beruhigung bedarf diese Klage nicht. Es ist einmal üblich, bey dem Abschiede zu weinen,

und

und sich zuweilen etwas von Sehnsucht zu sagen. Niemand gebe sich aber die Mühe zu trösten, wo keiner des Trostes bedarf.

Ist es uns ein Ernst um Erheiterung, so laßt uns auch einen Blick auf die bedeutende Zahl von Menschen werfen, deren geistiges Leben nicht von dieser sichtbaren unendlich sich umgestaltenden Welt ist, sondern in dem Reiche der unsichtbaren Ideen seine Nahrung und da nur die Sphäre seiner Wirksamkeit findet.

Es liegt schon in der Natur dieses unsichtbaren Reichs, in welchem sie einheimisch sind, daß man darin nichts von den politischen Verhältnissen kennt, welche die Menschen nach den Grenzen der Seen und Länder trennen. Da ist oft nur eine Stunde Weges zu machen, um unter fremde Sprachen, Gesetze und Sitten versetzt und vielleicht gar für einen Feind gehalten zu werden. Das alles kümmert den nicht, der nur das besitzen will, was Gemeingut einer durch Cultur und Wissenschaft ver-

edelten Menschheit ist; das ja selbst dann, wenn die Mächtigen der Erde die Mittel gegeben, es zu erobern oder zu vermehren, doch neidlos allen gegönnt wird, die nur Sinn dafür haben. Mögen denn alle übrige Classen, durch die Feindseligkeiten der Fürsten genöthigt, sich trennen und bekriegen; mögen selbst die engsten Bande des Bluts dann nicht mehr zusammenhalten — ein ewiger Friede bleibt doch unter denen, die mit reinem Sinn nach dem Höchsten trachten, und in dem Höchsten leben was der Mensch hat, in der Erkenntniß des Wahren, in dem Anschauen des Guten, Großen und Schönen in Sinn und That. Die Weisen, wie die Tugendhaften aller Länder, umschlingt ein unsichtbares Band. Die Verwandtschaft der Seelen hat nichts gemein mit dem Zufälligen der irdischen Geburt und Abstammung. Fehden und Eroberungen sind oft nur die Mittel, daß sich Geister berühren, die sich sonst fremd geblieben wären. Nicht selten hat es die Vorsehung gefügt, daß fernen Nationen durch die Orkane der Kriege, die Keime

zu den schönsten Pflanzen, zu Blüthen und Früchten zugeführt sind, die sonst Jahrhunderte später, oder nimmer vielleicht in diesem Boden gewurzelt hätten, so wie oft in der Natur die ersten Saamkörner zu schattigen Wäldern, von den Flügeln des Sturms auf öde Steppen ausgestreut wurden. Der Krieg selbst, der nichts von Schonung weiß, ehrt, wenn er nicht von Barbaren geführt wird, die Wissenschaften und die Künste. Ihre Priester werden als geweihte Personen ausgezeichnet, die gleich den Herolden und Abgesandten, ein heiliges unverletzliches Recht an den Schutz des Feindes wie des Freundes haben.

Welcher Genuß geht aus diesem Bewußtseyn, selbst in den allerunglücklichsten Zeiten, für die hervor, denen es Ernst ist mit der Wissenschaft und der Kunst, ja für die sogar, die nur als Untergeordnete den Dienst in ihren Tempeln verwalten.

Oft schien ich mir, umgeben in meiner Einsamkeit von den Geisteswerken alter Zeiten und alter Völker, in einer Gesellschaft von lauter

Glücklichen zu leben. Sie erinnerten mich nicht bloß daran, daß ihre Meister nun schon längst in die Wohnungen des Friedens eingegangen wären, indeß ihr Geist, ungestört von dem Tumult des Lebens, dauernd zu uns spricht, uns erleuchtet, stärkt und erhebt, wenn wir unter dem Druck der Gegenwart erliegen wollen. Sie erinnerten mich auch an ihr eignes, wie das unsrige mit Noth und Sorgen durchflochtenes Leben auf Erden, das ihnen aber leichter ward zu ertragen und zu überwinden, weil sie, selbst vom Vaterlande verbannt, ein stilles Asyl der Wissenschaften überall fanden.

Und merkt man es nicht ihren Werken an, daß sie in jenen Freystädten gedacht und vollendet sind? Mitten unter den Stürmen der Zeit, betrachteten sie ruhig den Aufruhr kämpfender Gewalten; je merkwürdiger die Ereignisse waren, desto mehr Stoff lieferten sie ihrem stillen Nachdenken; je empörender die Gegenwart, desto reger und kräftiger war ihr Streben, den Strom des Verderbens zu dämmen und die Nachwelt zu retten. Indem sie

die Geschichte ihrer Zeit niederschrieben, indem sie, jeden Augenblick der Freyheit unter einer milderen Regierung benutzend, die Ungeheuer auf und neben den Thronen fürchterlich wahr darstellten *), predigten sie den Fürsten und den Völkern mit kraftvoller Stimme, als die beredtesten Sittenlehrer. Wenn sie es aufgeben mußten, ihrem Zeitalter bürgerliche Freyheit zu sichern, so ermüdeten sie wenigstens nicht, das zu erhalten, was den Geist vor der Sclaverey bewahrt, wenn auch den Körper Banden und Kerker umschließen. Solche Beschäftigung erhob sie weit über alles, was sie zunächst umgab. Wie der Mensch, den irgend ein mächtiger Gedanke, ein großer Plan ergriffen, oder heiße Liebe zu seiner Wissenschaft begeistert hat, nichts achtet von Beschwerden und Anstrengungen, gleichgültig wird gegen Frost und Hitze, Hunger, Blöße, Gefahr und Tod, so lang ihm noch das Ziel erreichbar scheint; wie er, wenn er im schrecklichsten Drang der Noth

*) Tacitus. Sueton. Juvenal.

zu den beklagenswerthesten zu gehören scheint, sich überselig fühlt, weil er das Ziel erblickt: so scheint auch für den, der mit ganzer Seele der Weisheit und der Wissenschaft lebt, die Außenwelt zu verschwinden. Archimedes zeichnet mitten im Sturm vor Syrakus ruhig seine Cirkel fort, und der Todesstreich trifft den in sich selbst glücklichen Denker, ohne Ahndung von der Gefahr, die schon längst über seinem Haupte geschwebt hat.

Könnten wir auch jetzt noch mit einem Zauberruf alle die vor uns versammeln, die selbst in denen Ländern, wo der Krieg alles um sie her unglücklich zu machen scheint, nur für die Wissenschaften leben; alle die stillen Beobachter der Natur im Großen und im Kleinen, alle die tiefsinnigen Denker, in denen jede äußere Welterscheinung neue Ideen entwickelt, alle die treuen Schüler des Alterthums, die an den unversiegbaren Quellen des Wahren und des Schönen schöpfen, alle die emsigen Forscher der Geschichte unsres Geschlechts — ja selbst die bescheidenen Arbeiter, die nur zu-

sammentragen und zurüsten, was andre bauen und zu einem kunstvollen Ganzen ordnen werden; — oder könnten wir ungesehen so viele tausend stille Forscher in ihrer Einsamkeit, bey ihrer nächtlichen Lampe beschleichen, wo sie, verlohren in dem geliebten Beruf, aller Aengste des Lebens vergessen; könnten wir ihren Freudenruf, ihr Aufjauchzen vernehmen, wenn sie irgend etwas gefunden haben, was vor ihnen keiner fand *) — wir würden nicht mehr zweifeln, daß es noch viele Glückliche gebe, und geben werde, so lange nicht alles untergeht, was den Geist nährt und erhebt.

Das Interesse an der Wahrheit und die höhere Bildung durch Erkenntniß und Cultur der Wissenschaften, kann und wird indeß nie allgemein werden. Wem sie fremd ist, der kann auch nichts von dem reinen Genuß begreifen, welchen sie gewährt. Er fürchtet wohl gar, daß das Wissen den Menschen nur aufblähe statt ihn zu bessern, und daß, wo

---

*) Ευρηκα!

viel Wissen sich finde, auch viel Grämen nicht fehle. Recht hat er darin, wenn er von Einzelnen redet. Es giebt ein eitles Streben nach Kenntnissen, bey welchem nur der Ruhm, nicht die Wissenschaft, das Ziel ist; es giebt ein unwürdiges Verachten alles dessen, was man nicht selbst treibt und für das wichtigste hält; es giebt einen verächtlichen Sektengeist, dem alles, was nicht seines Sinnes ist, als elend und gemein erscheint, der die Unduldsamkeit zur Schau trägt, und eben darum auf keine Duldung und Schonung Ansprüche zu machen hat. Nur zu viele von denen, deren gelehrter Ruf die Länder erfüllt und über die Meere geht, werden in ihrer nächsten Umgebung nie genannt, wenn von Menschen die Rede ist, in denen man den Menschen achte, auf die man vertraue, denen man ähnlich seyn möchte. Sie haben nichts als einiges Wissen — und neben dem Wissen ein leeres verödetes Herz, und in dem Herzen nur Kummer und Gram, wenn die Welt nicht genug von ihnen redet, vielleicht nur gerecht ist gegen

jedes Verdienst. Oder sie bauen im Schweiß ihres Angesichts an dem Tempel der Wissenschaft, und nie wird ihnen wohl unter seinem heiligen Obdach. Treten sie aber in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein, so tappen sie, nur einseitig gebildet, wie die Blinden umher, oder bringen, um ihre arme Habe zu retten, das Heiligste zum Opfer.

Aber überlasse man diese ihrem Schicksal, und verwechsle nicht mit ihnen jene Besseren, die mit einer wahrhaft religiösen Liebe und Treue in ihrem Berufe in dem Reiche der Erkenntniß leben; voll Gemeinsinns für seine Erweiterung; voll Freude, wenn es andern noch besser als ihnen gelingt; voll Lehrbegierde, von jedem zu lernen, der schon höher steht, und dankbar auch die kleinste Gabe anzunehmen, wenn der Schatz der gewonnenen Wahrheit dadurch vermehrt wird. So lange es deren giebt — und wer mag sie zählen die Bekannten und die große Mehrzahl der Unbekannten in allen Gegenden der Erde — so laßt uns nicht fürchten, daß das Licht der Er-

kenntniß untergehen werde, wenn es sich auch hier und da in Nebel hüllt. Irdische Macht und Herrlichkeit läßt sich in den Staub treten. Aber den himmlischen Strahl der Wahrheit verdunkelt man so leicht nicht. Man kann einzelne Herolde der Wahrheit zum Schweigen bringen. Aber ihr ausgesprochnes Wort tönt — wie ein stets sich wiederholendes Echo — in dem Inneren derer fort, die es vernehmen, und auf den Gräbern der Todten stehen, ehe man es glaubt, noch Kräftigere da, die es fortpflanzen auf die Nachwelt.

Manchen Trost haben diese unbefangnen Blicke auf die Menschheit dem bekümmerten Herzen zugeführt. Es hat wieder glauben gelernt an noch übriges Glück, mitten unter den Trümmern so vieles zerstörten; und die Hoffnung, trotz aller versuchten Verdunklungen, doch das Licht besserer Erkenntniß nicht untergehen zu sehen, hat ihre Bürgschaft in so vielen treuen Arbeitern gefunden, die noch nicht

ermüdet sind. Aber hoffnungsloser scheint doch vielen der sittliche Zustand des Zeitalters, und die Erhaltung alles dessen, was vordem dem Menschen das Heiligste war. Je mehr sie, bald von der besseren Erziehung, bald von der Aufklärung religiöser Begriffe erwartet hatten, desto mehr entsinkt ihnen der Muth, da sich nur alles noch mehr zur Immoralität und zum Unglauben hinzuneigen scheint.

Zu große Erwartungen haben immer diese Folge. Auch die trefflichste Erziehung, vermag nicht alle die Einwirkungen einer in Sinnlichkeit versunkenen Welt auf das jugendliche Herz zu hindern; und die Aufklärung, die in den Büchern herrscht, — selbst die wahre — ist noch kein Beweis für die Aufklärung der Menschenmenge. Auch treibt das Licht allein keinen Keim und keine Blüthe hervor, wenn die Wärme dem Boden fehlt, so wie bey dem hellsten Strahl der Wintersonne die ganze Natur vor Frost erstarren kann.

Es mag wohl schwer zu beweisen seyn, daß die Menschen sittlicher, und noch schwerer, daß

sie religiöser geworden sind, seitdem wenigstens scheinbar so vieles für den Zweck geschehen ist. Verkehrtes geschah freylich mit unter auch genug, wenn gleich in guter Meinung, um jenen Zweck zu erreichen, aber auch das Rechte geschah, und alles schien zu bleiben wie es war. Wer mag dieß indeß mit Zuversicht behaupten? Daß Einzelne sich verschlimmern, Einzelne auch in den Stürmen dieser Zeit Schiffbruch litten an ihrer Tugend und an ihrem Glauben, das läßt sich wahrnehmen und ist unleugbar. Nur das Verhältniß des Verlusts zu dem Gewinn auf der andern Seite — denn manche bessert doch auch das Unglück — und die Berechnung, wie viele nur besser schienen, ohne es zu seyn, das vermag der allein zu beurtheilen, der die Tiefen des Herzens durchforscht.

Auf jeden Fall thun wir, um Hoffnung und Liebe in uns zu bewahren, besser, wir verweilen bey dem Guten, das uns doch auch noch überall begegnet, wenn wir nur darauf achten, und billig seyn wollen, in dem was

wir fordern. Was uns bey unserm Urtheil über den moralischen und religiösen Werth der Menschen am meisten in Irrthum führt, das ist das Ideal von Vollkommenheit, das wir verlangen, die bestimmte Form, an der wir hangen, und dann unzufrieden bleiben, wenn wir gerade jenes und gerade diese nicht finden. Wenn wir uns gewöhnen wollten, durchaus allem was Gut und Schön ist, sey es auch noch so verflochten mit dem Gegentheil, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn wir uns fleißiger erinnerten, in wie vielen tausend Formen die höchste Weisheit und Güte uns selbst in ihren Werken erscheint, wie ganz anders würde unsre Würdigung der Menschen ausfallen!

Der Mensch ist und bleibt ein schwaches, fehlerhaftes, aber jeder Bildung und Veredlung fähiges Wesen, und die Hoffnung der Dauer seiner geistigen Natur eröffnet für jeden die Aussicht auf einen Fortschritt ohne Maaß und Ziel. Es ist sehr schwer im einzelnen Fall zu sagen, wie viel oder wie wenig Antheil die Gebrechlichkeit der Natur,

wie viel der eigene freye Entschluß an dem hat, was uns als Unrecht erscheint. Auch sind wir nicht bestellt darüber zu richten. Der Heiligste unter den Menschen sollte auch hier unser Vorbild seyn. Wie unabhängig sein Urtheil von allem, was nur Aeußerlich ist und Zufällig am Menschen, wie vorurtheilslos in jedem Verhältniß, auch dem Ueberraschendsten! Wo irgend ein sittliches Gefühl, irgend ein guter Wille sich offenbart, da ist man seiner Billigung gewiß. Er verdammt nicht, wo alle verdammt hätten; er richtet mild und verzeihend, wo man am strengsten richtet; er weiß selbst bey tiefem Verderben das menschlich fühlende Herz zu achten, und hält, wo nur dieß nicht untergegangen ist, die Erhebung, selbst aus dem tiefsten Abgrunde der Sinnlichkeit zur Freyheit eines geistigen Lebens, nicht für unmöglich. Schon die Sehnsucht nach diesem Leben ist ihm die Bürgschaft, daß, wer es ahnde und sich darnach sehne, es früh oder spät gewiß ergreifen werde *).

*) Die büßende Magdalene, die Ehebrecherin, die Samariterin, der reiche Jüngling, Petrus,

Deinem Sinn will ich immer ähnlicher werden, Heiligster und Menschlichster von Allen! — dir, in dem der tägliche Anblick eines durchaus verderbt scheinenden Geschlechts, dennoch die Liebe zur Menschheit nicht zu schwächen vermochte. Jammern konnte dich des Volks, aber du hast es nicht gehaßt, selbst wenn es dich mit Schmach und Hohn bedeckte. Betrübt konnte deine Seele werden, aber sie ward nicht hoffnungslos, und wenn du auch nur in einer kleinen Auswahl der Wenigen, die von der Welt für unmündig und thöricht gehalten wurden, das Bild der besseren Menschheit erblicktest, erhob sich freudig und verklärt dein Auge zu Gott *). Seh ich doch auch noch unter allen Classen meiner Zeitgenossen täglich Züge von Wahrhaftigkeit, Treue, Ausdauer, Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, von Theilnehmung an fremden Wohl und Weh,

---

der Mitgekreuzigte, das Volk um den Richtplatz — und wie viele andre Beyspiele!

*) Matth. 11, 24. 25.

sich opfernder Liebe, herzlicher Dankbarkeit, redlichem Bestreben in der Erfüllung des Berufs. Besteht doch die Gesellschaft noch, die nicht bestehen könnte, wenn schon alle Tugend aus ihr verschwunden wäre. Hört man doch von vielen Verbrechen und Greueln der Vorzeit und der Mittelzeit viel weniger unter uns; so manche Wohnsitze des Lasters und des Elends, die sich hinter dem Schilde der Frömmigkeit verbargen, sind zerstört, und Tausende, die in Gefahr waren, Opfer des Wahnglaubens zu werden, der Natur und durch sie der Sittlichkeit gerettet. Wohl kenne ich auch die Verderbnisse aller Art, die mächtig herrschend neben dem verborgneren Guten wohnen. Ja, wenn ich in das Innere derer blicken könnte, die in meinem Augen zu den Edleren des Geschlechts gehören, die ich vielleicht versucht werde für Heilige zu halten, wie viel würde ich selbst da noch gewahr werden, was in ihnen gegen das Rechte ankämpft; wie viel Schwäche, wie viel geheime Schuld, wie vieles, was nur auf Verzeihung nicht auf Heiligsprechung rechnen darf.

Aber

Aber so gelangt der Mensch zu seinem Ziel. Durch Straucheln und Fallen lernt er sicher gehen. Schwere Krankheiten entwickeln oft die volle Blüthe eines gesunderen Daseyns.

Ich muß mich überhaupt mehr an den Gedanken gewöhnen, daß die ewige Weisheit die Menschen auf den allerverschiedensten Wegen zu ihrer Bestimmung führt. Denn es ist ja klar wie der Tag, daß die Art von sittlicher Ausbildung, die wir so geneigt sind, für die einzige zu halten, vielen durch ihre ganze Lage, von dem ersten Eintritt ins Leben an bis zum Ausgange, unerreichbar ist. Wie wäre bey so gänzlichem Mangel an Unterricht, und wenn man auch diesen für entbehrlich halten wollte, bey solcher Umgebung von dem Niedrigsten und Schlechtesten, oder bey einem fast mit dem Erdenleben selbst schon beginnenden Kampf mit jeder Erdennoth, wobey selbst das unentbehrliche Bedürfniß des Körpers mühvoll errungen werden muß — wie wäre da zu erwarten, daß der Wachsthum des Geistes mit dem Wachsthum des physischen Men-

schen gleichen Schritt halten sollte? Wenn wir uns, ehe wir eine moralische Gesinnung und Handlungsweise von Einzelnen oder ganzen Classen fordern, nur vorher in die Eigenthümlichkeiten ihres Wesens und ihrer Lage versetzten, und uns dann erst fragten, wie viel unter so unabänderlichem Einfluß äußerer Umstände von ihnen billig gefordert werden könne, wir würden in vielen ihrer Handlungen nicht sowohl Verderbniß und Bosheit sehen, als den Ausdruck der ihnen einzig möglichen Ansicht und Anwendung des Lebens; wir würden andre, die des rechten Weges verfehlen, vielmehr bedauern als verdammen, und in tausend Fällen, wo wir sonst über schwere Verschuldungen eiferten, schonend gestehen, „sie wußten nicht, was sie thaten!“

Verwirrender wäre freylich das Räthsel eines so ungleichen und so wenig verschuldeten Schicksals der Menschen, von denen doch keiner gebohren ist, ohne den Keim einer unendlichen Vervollkommnung in sich zu tragen, wenn ihre ganze Bestimmung als erreicht gedacht werden

müßte, sobald er aufhört zu athmen. Aber es lößt sich durch den religiösen Glauben an eine fortschreitende Entwicklung, die bey Wesen der höheren Art, nicht, wie bey den untergeordneten, nach stets sich gleichbleibenden Gesetzen eines physischen Organismus, feste Zeiten und Stunden hält, und in jedem Individuum immer dieselbe erscheint, sondern in unendlicher Mannichfaltigkeit, jeden seinem Ziel näher bringt. Wir sind ja unbesorgt für die, welche gleich jungen Blüthen, schon als Kinder für diese Welt untergehen, ohne daß sich auch nur einige zarte Keime ihres geistigen Wesens hätten entfalten können. Sie sind geborgen, sagen wir, vor den Ungewittern des Lebens, die sie vielleicht zerstört hätten; die Vorsehung hat sie zu einer höheren Bildungsschule abgerufen. Warum denn nicht gleiches von denen hoffen, denen eben diese Vorsehung, immer unerforschlich in ihrem Thun, hier vielleicht alles entzogen hat, was sie uns gab, und was sie vielleicht treuer benutzt hätten, als wir, wäre

ihnen das Loos auf Erden so lieblich als uns gefallen *).

Hat uns dieser unbefangene Blick auf den sittlichen Zustand der Menschheit über seinen Verfall getröstet, so laßt uns nicht neuen Kummer machen über das allmählige Verschwinden dessen, was sonst den Menschen das Heiligste war. Das Bedürfniß der Religion wird nicht untergehen. Die sichtbaren Gesellschaften der Anbeter Gottes können vielleicht noch kleiner werden. Sie werden es häufig, weil, was zu ihnen von Religion geredet wird, das Herz kalt läßt und den Geist nicht befriedigt. Die unsichtbare Gemeine vermehrt sich oft, wenn jene sich mindert. Der Eiferer meint dann allein zu stehen, und wird der Hunderte nicht gewahr, die ihre Kniee nur beugen vor dem lebendigen Gott **). Laßt nur jeden Lehrer ein brennendes und scheinendes Licht seyn: die

*) S. Anmerk. und Zusätze Nr. 12.

**) 1 Kön. 19, 15.

Kinder des Lichts werden sich schon um ihn versammeln. Sein Wort wird Keime des Wahren und Guten fortdauernd ausstreuen, die aufgehen, wenn er längst untergegangen ist.

Wäre es möglich gewesen, daß wir selbst in diesen Zeiten der scheinbar verschwindenden Religion, alle die echt frommen Gefühle, welche die Zeitereignisse in den Menschen auf allen Stufen der Bildung geweckt haben, bemerkt, alle die reinen Gebete, die aus tiefer Brust, nicht ein leeres Spiel der Lippen, ungehört von Menschen zu Gott aufgestiegen sind, vernommen, alle die herrlichen Aeußerungen des Muths, der Ergebung, der Verachtung des Todes selbst, welche allein die Wirkung der Religion waren, wahrgenommen hätten, wir würden nicht mehr fürchten, daß der Glaube von der Erde verschwinden werde, der sich, wiewohl in immer wechselnden Gestalten, seit sie von Menschen bewohnt wird, unter ihnen erhalten hat.

Laßt uns nur nicht verlangen, daß sich der religiöse Sinn gerade so äußern soll, wie wir

es gewohnt sind; laßt uns die, welche in jedem Zeitalter und unter jedem Volk Gott fürchten und recht thun, nicht an dem Namen erkennen wollen, den sie dem Höchsten gaben, oder an dem Opfer, das sie ihm darbrachten, sondern allein an dem reinen Herzen, mit dem sie anbeten *).

Auch in unsern Tagen hat sich Gott, und die Kraft des Glaubens an seine Macht und Güte, nicht unbezeugt gelassen unter den Menschen. Sie hat Tausende unterstützt, die versunken wären ohne sie; sie hat durch ihren belebenden Einfluß Entschlüsse und Thaten zur Reife gebracht, die ohne sie ewig geschlummert hätten. Zu Gott sind die Armen und Hülflosen geflüchtet, und haben das Elend und die Lasten der Erde im Anschauen eines nahen Himmels voll Ruhe und Erquickung leichter ertragen. Der Hinblick auf den Göttlichen, der — ob er wohl der Sohn war — doch durch Leiden vollendet werden sollte wie wir, hat ihnen

---

*) S. Anmerk. und Zusätze Nr. 13.

Freudigkeit gegeben, die Trübsal dieser Zeit nicht werth zu halten der Seligkeit, zu welcher sie den standhaften Dulder vorbereitet.

Auch die, welche die Höhe irdischer Macht und Herrlichkeit, auf welcher sie einst standen, nicht sichern konnte vor dem härtesten, was Menschen begegnen kann, haben, gehalten von dieser göttlichen Kraft, groß und würdig geendet. Manche — selbst zartere weibliche Seelen — haben, nach den beyspiellosesten Mißhandlungen, Spott und Hohn getrost erduldet, und auf Blutgerüsten ihren Mördern verziehen. In den Stunden ihrer tiefsten Erniedrigung, in das Gewand der Schmach gekleidet, hingestellt zum Schauspiel eines Volks, das einst zu ihren Füßen lag, hat ihren Geist der Glaube an Gott, den man ihnen nicht wie die Krone entreißen konnte, mit einem himmlischen Licht verklärt, das nicht verbleicht wie der irdische Purpur. — Auch jetzt würden manche unglückliche Fürsten und Fürstinnen nicht so groß und standhaft ein unverschuldet hartes Loos ertragen, wenn jene höhere Kraft nicht in ihnen

mächtig wäre. Im reinen Bewußtseyn, immer gerecht und mild und vorleuchtend dem Volke in jeder Tugend, regiert, selbst wenn sie in der Wahl der Mittel menschlich geirrt haben sollten, doch nur das Rechte gewollt zu haben, — und bey so gerechtem Anspruch auf ein dauerndes Glück, dennoch auf einmal so unglücklich, scheinbar so ganz verlassen von der Hülfe des Gottes, auf den sie getraut hatten, so das Opfer des Verraths und der kalten Treulosigkeit der Freunde, von denen sie nicht lassen wollten — wäre es nicht verzeihlich, wenn sie muthlos den Scepter wegwürfen, den ihre Wahl nie ergriffen hätte; wenn sie, was ihnen übrig blieb, der Willkühr fremder Gewalt Preiß gäben, und zurückträten in die Stille des Privatlebens, dessen ganzes Glück sie kennen. Aber die göttliche Stimme in ihrem Innern, auch im Unglück nicht zu weichen von dem, was ihres Amts und ihre Pflicht ist, und das Vertrauen auf Gott, der zwar erniedrigt und erhöht, wie es seiner Weisheit gefällt, durch den aber früh oder spät Recht und Ge-

rechtigkeit siegen wird auf Erden, das erhielt ihnen den Muth. Sey denn auch der Glanz ihres äußeren Lebens verdunkelt, — ihr ungebeugter Sinn, ihr kraftvolles Dulden, ihr ganzes inneres würdiges Leben, hat sie nur herrlicher gemacht vor Gott und der Welt *). Das Auge wendet sich von den mit Blut und Thränen erkauften Schauspielen menschlicher Triumphzüge ermüdet weg, und blickt dahin, wo sich königliche Seelen einen höheren Triumph bereiten, indem sie sich selbst beherrschend das Schicksal überwinden!

Doch mir entsinket die Hand das hohe Bild zu vollenden! —

Sorget also nicht mehr, ihr Sorgenvollen! daß die Menschheit ihr köstlichstes Kleinod, den

*) Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat intentus operi suo Deus: *Vir fortis cum mala fortuna compositus.* — Non video, quid habeat in terris Jupiter pulchrius, si convertere animum velit, quam ut spectet Catonem, iam partibus non semel fractis, stantem nihilominus inter ruinas publicas rectum.

Seneca.

Glauben an das Göttliche, endlich ganz verlieren werde. Zwar werden auch ferner, wie es immer war, Tausende geboren werden und sterben, denen der Sinn dafür, wie für so manches andere, hier nie aufgeht. Die religiöse Bildung ist dann einer anderen Sphäre ihres Daseyns aufbehalten. Aber in tausend andern wird diese Bildung, bemerkt und unbemerkt, hier schon gedeihen, und sie mitten unter dem Jammer der Zeit die Ruhe und den Frieden finden lassen, den die Welt nicht geben kann.

X.

Tröstende Blicke in die Natur in Zeiten des Unglücks.

Ich ging in das Heiligthum Gottes.

Es ist nicht wohl gethan, sich in Tagen des Kummers der menschlichen Gesellschaft zu entziehen. Das Gespräch der Freunde, wenn es auch dem nicht ausweicht, was uns niederdrückt, erleichtert doch die Last. Wie die Freude sich mehrt durch die Theilnehmung, so mindert sich durch sie der Schmerz. Man richtet sich auf an dem Stärkeren, und das Auge gewinnt erheiternde Ansichten, die es, immer in sich gekehrt, nicht gefunden hätte.

Aber wohlthätig wirkt doch auch die Einsamkeit und Stille, nicht die in düstern Mauern, oder selbst einst freundlichen, nun verödeten Wohnungen, wo alles an die Zeiten

der entflohenen Freuden erinnert; aber wohl jene Stille, die uns empfängt, wenn wir in das Heiligthum der Natur eintreten.

Was verliert überhaupt nicht der Mensch, der zu fern lebt von ihrem Anschauen! Er hat nur halb des irdischen Daseyns genossen, wenn ihn sein Geschick oder seine Wahl unaufhörlich einkerkert, wäre der Kerker auch von Marmor, und umgäbe ihn, wohin er blickte, alle Fülle der Pracht und des Ueberflusses.

Nirgends fühlen wir uns doch der Gottheit so nahe, nirgends tritt das Bewußtseyn der Verwandtschaft unsers Geistes mit dem Göttlichen, nnd unsrer Bestimmung für etwas, das höher ist, als das Höchste auf Erden, nirgends aber auch die Ohnmacht der Menschen in allem was sie unternehmen und hervorbringen, so mächtig in unsrer Seele hervor, als bey dem Anschauen dieser in ihrem Umfang unendlich großen, in ihren Erscheinungen unendlich mannichfaltigen Natur. Aber nichts bringt auch das von irdischen Sorgen und Befürchtungen umhergetriebene Herz so sanft zur

Ruhe, und giebt so dem Verzagenden seinen Muth wieder, als die Erhebung der Seele zu dem Unendlichen, aus dessen Quelle alles Leben, alle Lust und Freude durch seine Schöpfungen strömt, und dessen uuwandelbarer Wille über allen Wechseln des Endlichen schwebt.

Wo selbst des Freundes Wort nicht trösten kann,
Da wird die stille Kraft der schönen Welt
Dich unvermerkt erquicken *).

Auch ich habe oft in diesem Heiligthum Gottes meinen Frieden wiedergefunden. Wenn sich in der Menschenwelt alles zu verwirren, feindlich zu bekämpfen, und der Auflösung entgegen zu eilen schien, wenn sich alle meine Aussichten verdunkelten, und eine Hoffnung auf menschliche Hülfe nach der andern hinschwand; als mein eignes Schicksal mich wegriß von dem heimischen Boden, in welchem mein Leben mit seinen besten Freuden am tiefsten gewurzelt war — da sprach nichts so mild beruhigend, so sanft tröstend zu meiner Seele, als Gottes

*) Tasso von Göthe.

herrliche Schöpfung. Wie ungestört von dem wilden und wüsten Treiben der Menschen, wie still und ruhig ging sie ihren sichern Gang fort! Wie ungeschwächt regte sich bey dem Erwachen des Frühlings in allen Naturen ein neues Leben; wie drängte sich die durch den langen Winterschlaf gestärkte Kraft aus allen Keimen, aus allen Knospen und Blüthen hervor. Ein unendliches Farbenspiel breitete unter meinem Fuß den frischen Teppich aus, und welche Wunder der Entwicklung und Bildung kamen mir in jeder Blume entgegen. Hier sah ich nichts als Fülle und Ueberfluß; dort regte sich in Millionen Wesen, in den Tagen oder Stunden oder Minuten ihres rasch sich vollendenden Daseyns, die vollste Lebenslust. Das heitre Licht eines reinen Himmels, das mich am Morgen oder am Abend umfloß, leuchtete bis in die Nacht meiner Sorgen, und der schönere Tag, der so oft aus schreckenden Gewitterwolken hervorging, zeigte mir meine Hoffnungen wieder. Was Menschenhände gebaut hatten, sah ich wohl hie und da, mitten in den herrlichsten

Umgebungen der Natur, in Trümmern liegen. Aber sie war ewig jung und schön, in ihr war keine Spur von dem Gräßlichen zurückgeblieben, woran mich jene Trümmern erinnerten.

Wenn ich mich diesem Anschauen hingab, dann ward es mir, als fühlt' ich die Nähe des Unsichtbaren, und leicht und klein dünkte mich was zu tragen ist im Leben auf Erden. Das Uebel selbst gewann eine andre Gestalt, und erschien mir, je mehr mein Geist sich dem Eindruck des großen Weltalls hingab, in einem milderen Licht. Warum sorg' ich doch — sagt ich mir dann — und kümmre mich um die Zukunft? Warum vertraue ich nicht dem, dessen unendliche Macht und Weisheit mir alles verkündigt, was ich in diesen unermeßlichen Räumen erblicke. Zwar das Ringen entgegengesetzter Kräfte, den Kampf des Lebens und des Todes, seh ich, wie unter den Menschen, so auch in der Natur. Unaufhörlich zerstört und baut auch sie; aber indem sie auflöst und verbindet, gehen aus der Ungestalt die herrlich-

sten Gestalten, aus den Vernichtungen neue Bildungen hervor. Ein Gesetz ewiger Ordnung waltet durch alle Reiche der Schöpfung. Ebenmaaß und Gleichgewicht hält Sonnen und Erden in ihrer ewigen Bahn. Wird, der dieß alles vermag, in der kleinen, im Ocean der Welten sich wie ein Tropfen verlierenden Menschenwelt, — da allein nicht vermögen, Ordnung und Zusammenhang zu erhalten?

Wie ähnlich sind sich doch alle Erscheinungen des geistigen und des physischen Lebens! Auch jene — ein Hervorbrechen, ein Zusammenstoßen, ein Kämpfen der Kräfte, das in dem Eigenthümlichen der moralischen Naturen gerade so begründet ist, wie alles, was sich in der Sinnenwelt vor uns ereignet.

„Die Natur, sagt man zwar, folgt gehorsam dem Gesetz ihres Meisters, darum ist in ihr lauter Ordnung und Schönheit. Aber der Mensch, der freye Mensch, ist unglücklich durch seinen Vorzug, und mißbraucht ihn stündlich zu eignem Verderben." — So scheint es! Aber diese Freyheit selbst ist doch nur die

Frey-

Freyheit abhängiger Geschöpfe. Jeden Augenblick wird sie an sich schon durch die Mächte der Natur beschränkt, die kein menschlicher Wille in ihrem vorgeschriebenen Lauf aufzuhalten vermag. Kann der Mensch die Ströme bändigen, wenn die Fluth die Ufer durchbricht; kann er dem Frost gebieten, daß er komme oder sich löse? Kann er die Erde hemmen in ihrem Umschwung, um den Tag oder die Nacht zu verlängern? Kann er die Felder fruchtbar machen, wenn der Regen verzieht? Er beschließt einen Rath, und es wird nichts daraus. Er macht Plane auf ein halbes Jahrhundert, und unbemerkt nagt schon der Wurm an der Wurzel seines Lebens. Er welkt und stirbt, und alle seine Herrlichkeit ist verschwunden.

Und dieser Endliche sollte dem Unendlichen trotzen, irgend etwas Menschliches sollte den göttlichen Plan zerstören können, der über das Geschlecht, dem ich angehöre, beschlossen ist? In der unermeßlichen Kraft der Natur, deren Gesetzen alle Wesen dienstbar sind, tritt mir ja das erhabenste Bild dessen vor das Auge,

in welchem die Fülle aller Kraft wohnt, und ohne dessen Willen in dem weiten Umfang seiner Schöpfung nicht die größte, nicht die kleinste Veränderung gedenkbar ist. Ist denn der Mensch nicht ein Theil dieser Schöpfung? Sollte alles andre mit Weisheit geordnet, und er allein einem blinden Zufall hingegeben, oder seiner eignen Willkühr ohne Leitung und Aufsicht überlassen seyn? Aus der Betrachtung dessen, was ich in der sichtbaren Welt erblicke, selbst aus der scheinbaren Regellosigkeit und Zerstörung, die doch nur Mittel zur Ordnung und zur Gestaltung ist, drängt sich mir immer unwiderstehlicher die Gewißheit auf, alles was uns in den Schicksalen der edleren Wesen verworren, widersprechend und vernichtend dünkt, werde zuletzt in herrlicher Vollendung erscheinen.

So werde ich ruhiger bey dem Gedanken an die Ereignisse der Zeit, und auch aus dem Anschaun des Wunderbargroßen und Herrlichen in der Natur und ihres unwandelbaren Laufs, quillt mir diese Ruhe. Schon früher hatte ich mich gewöhnt, in allem was geschieht,

auf Grund, Ursach und Zusammenhang zu achten. Darum überraschte mich auch vieles, was sie Unerhört und Unbegreiflich nennen, weniger. Fast überall fand ich nur die Wiederholung des Vergangenen, und es dünkte mich, je mehr ich achtete auf den Gang des Menschen wie auf den Gang der Natur, auch er durchlaufe seine Bahn, wie die Wesen alle, und nähere sich, wie sie, bewußt und unbewußt, immer dem Ziel. Je mehr ich in der freyen Natur lebe, je öfter ich in den tausendfachen Gestalten, die dem Auge erscheinen, in den harmonischen Tönen, die zu meinem Ohr dringen, in allen Erscheinungen, die meine Sinne berühren, das Walten und Wirken der ewigen Kraft wahrnehme, desto gewisser wird es mir, daß auch ich mit allen meinen Schicksalen, wie alle mir bekannte und unbekannte Brüder auf Erden, wie alles was ist und seyn wird, unter einem unmittelbaren Einfluß des Göttlichen stehe. Der für die Vögel des Himmels sorgt, und die Blumen des Feldes kleidet, übersieht mich nicht in seiner Regierung.

Ich verstehe nicht alles was er thut. Aber ich weiß, daß, was geschieht, nicht geschehen würde, wenn es nicht, gleich so vielem Unbegreiflichen in der Natur, in die großen Plane eingriffe, welche zu erforschen eine ganze Ewigkeit vor mir liegt.

Auch das Schreckliche schien mir, umgeben von den Wundern der Schöpfung, eine mildere Gestalt zu gewinnen. Selbst wenn sie mir am herrlichsten erschienen, sah ich doch tiefer blickend, daß Einigung und Trennung, Leben und Tod, überall kämpfe. Von den Millionen der herrlichsten Blüthen, die mich, wenn das Jahr seinen Brautschmuck anlegt, entzücken, reift der kleinere Theil zu Früchten; der größere fällt, zu unvollkommen für die Dauer, oder auch vom Sturme ergriffen, zu Boden, und lößt sich, kaum der Erde entsprossen, in seine Elemente auf. In der thierischen Schöpfung ist Werden und Vergehen im ewigen Wechsel. So leben auch die Menschen vom Weibe gebohren, der größten Zahl nach, nur eine kurze Zeit. In Schaa-

ren kehren die Säuglinge und die Kinder zum Staube zurück; es welken Jünglinge und Jungfrauen. Die kleinere Zahl erreicht die hohen Ziele, die dem Leben gesteckt sind. In jedem Moment ringen Unzählige mit dem Tode, und die meisten bezahlen des Lebens längere Dauer mit einer quaalvoll endenden Trennung. Nur für das Auge schauderhafter würgt der Tod auf den Schlachtfeldern, aber nicht grausamer als auf den Krankenbetten; für die meisten sogar schonender, weil er schneller endet, und unzählige in Minuten oder Stunden an das Ziel bringt, die auf dem letzten Lager vielleicht Jahrelang ihn vergebens angefleht hätten, sie der Marter zu entreißen.

Das Sterben wie das Leben gehört also in die unwandelbare Ordnung der Natur. Könnten wir uns nur entwöhnen, den Tod gleich einem feindlichen Würgengel zu betrachten, ausgesandt von Gott zum Verderben; wäre er uns ein Bote Gottes, der die Kinder der Menschen bald einzeln, bald schaarenweise zu andern

Bestimmungen abruft, oder sähen wir in ihm, wie in den Blitzen und Stürmen, eine Kraft, die in dem großen Zusammenhange der Wesen so unentbehrlich ist wie jene, wir würden noch ruhiger auf den Gräbern stehen, und selbst ein leichenvoller Kampfplatz würde uns nur ein großes Sterbebette zu seyn dünken, auf welchem die Kämpfenden Friede gestiftet, und die Geister auf immer versöhnt, das blutige Gewand den Elementen zurückgegeben haben.

Es ist daher natürlich, daß uns die Resignation in die Anordnungen der höheren Weisheit, durch die Betrachtung der Natur leichter wird, weil sich da die Seele wie der Blick erweitert, und der Geist, in ungemeßnen Räumen umherspähend, aus den beengenden Schranken des alltäglichen, oft so leeren Lebens tritt. In diese Schranken eingeschlossen, möchte der Mensch das große Ganze nach seinen kleinen Bedürfnissen und Gewöhnungen regiert, ihnen zu Gefallen könnte er wünschen, die Ordnung des Weltalls für sich unterbrochen zu sehen. Je unbegrenzter aber seine

äußere Umgebung ist, auf den Gipfeln der Berge, am Gestade der Meere, unter dem Sternenhimmel, desto bescheidner werden da zwar die Ansprüche seiner Selbstsucht, weil er tiefer seine Ohnmacht und Kleinheit in dieser Unermeßlichkeit empfindet, aber desto weiter wird ihm die Brust und desto offner die Seele für alles, was Groß und Herrlich ist um ihn her. Wie ein Lehrling neben einem hohen Meister steht, von dessen Hand er nur geleitet, von dessen Kraft er nur getragen seyn will, dem er sich hingiebt mit ganzer Seele, damit er so viel aus ihm bilde, als er vermag, eben so steht der fromme Beschauer vor der Natur, und giebt sich, demuthsvoll und doch kräftig in sich selbst, dem größeren Meister hin. An der Hand dessen, der den Sonnen ihre Bahnen gezeichnet hat, der die Sterne heraufführt und leitet, daß sie nicht irren in ihrem Lauf, wird auch er durch alle Labyrinthe des Lebens sicher gehen. Begehren will er nichts für sich, als was dem großen Ganzen, von dem er nur ein Theil ist, angemessen wäre. Nur unnütz und

träge will er nicht ruhen, wo alles um ihn her ein reges kräftiges Leben verkündigt.

Noch andre tröstende Stimmen sprechen zu uns durch die Natur, wenn die Noth der Erde unser Herz beklommen macht. Wie sich der ermattete Kranke erleichtert fühlt, wenn ihn der reine Aether eines Frühlingstages umfließt, oder ein milder Sonnenstrahl erwärmt, so vergißt auch der von Kummer und Sorgen gebeugte Mensch, wenn die Natur mit aller Schönheit und der Fülle ihrer unerschöpflichen Kraft auf ihn einströmt, wenigstens einige Stunden seiner Leiden. Werft euch doch, ihr Bekümmerten, nur öfter in ihre Arme. Sie wird euch mütterlich empfangen und mütterlich trösten.

Oft hab' auch ich ein verwundetes Herz im Busen getragen, wenn mir der Tod oder die Menschen schöne Hoffnungen zerstörten, wenn die, denen ich vertraut hatte, mich lohnten mit schnödem Undank, wenn sie was keinen Werth hatte über Verdienst priesen, und dagegen, was

aus reinem Willen kam, verkannten und höhnten. In heißen Thränen hab' ich mich ergossen, wo mich keiner sah, und meine Seufzer nur laut werden lassen, wo sie keiner vernahm als Gott. Aber ein heilender Balsam ist auf meine Wunden geflossen, wenn mich das Heiligthum der Natur aufnahm. Ich konnte vergessen, was hinter mir lag, wenn sich die ganze herrliche Schöpfung weit vor mir ausbreitete. Die stille Größe ihrer Prachtwerke, die liebliche Gestalt ihrer zarten Bildungen, das frische Leben auf den Höhen und in den Thälern, diese heilige Ruhe, bey einem rastlosen Wirken und Bilden in allen Naturen, die über dem ganzen Umkreis der Schöpfung schwebt — wie ergriff das alles meine Seele, wie ward es unmerklich der Ton ihrer verstimmten Saiten. Ich schämte mich zu weinen, wo mich alles freundlich anlachte; ich hörte auf zu klagen in dem Paradiese, das sich mir aufschloß.

So, dessen darf ich gewiß seyn, geht es nicht mir allein. Auch viele Tausende meiner

leidenden Brüder, können wenigstens auf Stunden und Tage sich von den dornenvollen Acker des täglichen Lebens, den sie im Schweiß ihres Angesichts zu bauen verdammt sind, in das Paradieß der Natur flüchten, und da vergessen was sie drückt. Ich kann sicher darauf rechnen, daß unzähligen Menschen jeder schöne Tag ein froheres Daseyn bringt; daß ihnen mit jedem sich verjüngenden oder zu seiner vollsten Schönheit gereiftem Jahre Festtage kommen, tröstende Unterbrechungen der dunklen Wintertage des Lebens. Und wenn an diese Tage sich die schönen Nächte anschließen, deren helldunkle Majestät mich jedes tröstenden Gefühls, wie jeder erhabenen Vorstellung noch empfänglicher macht, so denk' ich, daß mit ihnen auch für zahllose Leidende selige Feyerstunden erscheinen. Darum ist mir, wenn die Zeiten angstvoll und stürmisch sind, die Nacht im Geleit des erquickenden Schlafs doppelt willkommen. Ich darf hoffen, daß auch sie leidende Brüder und Schwestern in einen Zustand einwiegen wird, wo kein Mangel, keine

Entbehrung, kein Kummer an ihrem Herzen nagt, „wo sie nicht hören das Toben der Tyrannen, wo ruhen können, die viel Mühe hatten, wo die Gefangenen Friede haben und nicht zittern vor der Stimme des Drängers.„

XI.

Die Unabhängigkeit des Geistes von den Wechseln des äußeren Lebens.

Eine Predigt,
gehalten in der dänischen Capelle zu Paris
am 30. August 1807.

Was uns vereinigt, so oft wir uns zur Anbetung Gottes versammeln, das hat nichts gemein mit den äußeren Verhältnissen des Lebens. Es ist nicht eine Sorge für etwas Irdisches und Vergängliches, die uns da beschäftigt; es ist nicht die Verwandschaft des Bluts, oder die Aehnlichkeit des Standes, des Geschäfts, des Vaterlands, oder der Neigungen und Bestrebungen, die uns hier zusammenführt. Es ist etwas Höheres, worin wir uns begegnen, der Glaube an Gott, das Bewußtseyn der sittlichen Würde unsrer Natur und die Hoffnung auf eine Dauer unsers

Daseyns jenseits der Grenzen des Lebens auf Erden.

Auch ich, ein Unbekannter in einem mir fremden Lande, von Unbekannten umgeben, die ich nie sah, vielleicht nie wieder sehen werde, komme mir dennoch auf dieser Stelle nicht vor wie ein Fremdling. Unser Glaube, unsre Gesinnungen, unsre Erwartungen verbanden uns, eh wir uns sahen. Sie sind die Losung, an welcher wir uns in jedem Erdstrich erkennen, und wie eine Brüderfamilie vereinigen würden. Darum darf ich getrost von dem reden, was mir das Herz bewegt, sicher von allen denen verstanden zu werden, welche auch ein Bedürfniß des Herzens in dieses stille Heiligthum geführt hat.

Ein inhaltvolles Wort aus dem Munde des geliebtesten der Schüler des Erlösers soll unserm gemeinschaftlichen Nachdenken den Weg bahnen:

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! Wer Gottes Willen thut wird ewig bleiben.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust! — Die Lehre ist so alt, als die Welt. Alle, die über das Wesen des Irdischen und seinen unaufhörlichen Wechsel ernsthaft nachgedacht, oder sich auch nur von Zeit zu Zeit dem Geräusch des Lebens, oder den Berauschungen sinnlicher Genüsse entrissen haben, selbst die am meisten vom Schicksal begünstigt schienen, sind zuletzt immer an dieß Ziel ihrer Erfahrungen gekommen, daß nichts, was die Erde dem Menschen giebt, dauernd bestehe; daß alle ihre Freude und Herrlichkeit, nach Augenblicken oder Jahren ihrem Ende zueile; daß jede zu sichere Rechnung auf das Ungewisse der Zukunft trüge; daß, was unzerstörbar schien für jede Macht, oft wenige Stunden auf immer vernichten können. Warum sollt' ich die alte Lehre hier mit neuen Beweisen unterstützen wollen — hier, wo sie die Geschichte der Vergangenheit lauter als irgendwo gepredigt hat; wo jeder Punkt, auf den das Auge fällt, jede Trümmer vernichteter Größe, jedes Denkmal der alten, jedes Werk der neuen

Herrlichkeit, jede Umgestaltung des Schicksals der Tausende die leben, und der Zehntausende die nicht mehr sind, es laut wiederholt: die Welt vergeht mit ihrer Lust! Der Glanz ihrer Größe verbleicht; Ekel folgt ihrem Genuß; Neues geht aus dem Alten hervor; es wird vergehen, wie das Alte vergangen ist!

Wer aber Gottes Willen thut wird ewig bleiben. — Es giebt etwas Unabänderliches mitten in den unendlichen Veränderungen der äußeren Welt. Es ist ewig in seinem Ursprung, denn es kommt von Gott. Es ist ewig in seiner Dauer, denn es ist das Eigenthum eines unsterblichen Geistes. Wenn den Geist des Menschen jener göttliche Sinn, der in dem Erlöser wohnte, über das Irdische erhebt, wenn der eine heilige Wille, dessen Gesetz in uns redet, die Regel seines Wählens und Handelns ist, so kann keine Gewalt von Außen, kein Wechsel der Umstände und Schicksale, sein wahres Wesen verändern. Es bleibt unwandelbar sich gleich, wenn sich auch um ihn her alles bis zum Unkenntlichen verwandeln sollte.

So erkennen wir die Unabhängigkeit des Geistes von allen Wechseln des äußeren Lebens, welche der Gegenstand unsrer Betrachtung seyn soll. — Sie offenbart sich in der Unabhängigkeit der Grundsätze — des Strebens und Wirkens — der Freudigkeit und des Muths.

Daß der Mensch zur Einsicht dieser Unabhängigkeit gelange, ist einer der großen Zwecke der Religion, die wir bekennen, und sie uns zu erwerben wird am sichersten gelingen, wenn wir uns dem göttlichen Einfluß dieser Religion überlassen. Großes vermag der Mensch durch seine Vernunft. Die Weisheit entfesselt ihre Schüler von vielen Banden, die den, der blind durchs Leben geht, gefangen halten. Aber dem frommen Sinn gelingt es wohl allein, den Grad der inneren Freyheit zu erringen, von welcher das Evangelium uns das höchste Urbild aufgestellt hat.

Unabhängig von den Wechseln der äußeren Welt bleiben zuerst die Grundsätze eines Geistes, der überall nur thun will, was er als Got-

Gottes Willen erkennt. Dieß bringt Einklang und Festigkeit in sein Denken und Urtheilen. Die gemeine Klugheit der Welt, die sich am lautesten der Aufklärung rühmt, setzt gerade darin ihren Ruhm, in jeder Veränderung der Lage und der Umstände eine Regel ihres Urtheils zu erblicken. Je mehr Gewandheit sie besitzt, allen alles zu werden, je mehr Vorahndungsgabe naher Veränderungen, um bey Zeiten Gesinnungen aufzuopfern, die einst nützlich waren, itzt gefährlich werden könnten; je mehr Geschicklichkeit in unentschiedenen Verhältnissen, die eigne Meinung zu verbergen und selbst scharfe Augen zu täuschen, desto mehr glaubt diese Klugheit der Welt erreicht zu haben. Sie hat also, genau zu reden, gar keinen Grundsatz für ihre Urtheile und für ihre Entschlüsse, man müßte denn der klugen Berechnung des äußeren Verlustes oder Gewinns diesen Namen geben. Sie ist nur dienstbar der flüchtigen Gegenwart, und unfähig, heute zu sagen, wie sie morgen gesinnt seyn wird,

weil sie alle die Zufälle noch nicht kennt, die sie bestimmen werden.

Wie hoch steht über dieser Unterwerfung unter den Wechsel der Zeit der, welcher nur ein Gesetz des Denkens und Handelns anerkennt, das unwandelbar und ewig ist wie Gott, der Urquell aller Wahrheit und alles Rechts. Mag sich die Welt um ihn her wie sie will gestalten, mögen die herrschenden Meinungen diese oder jene Richtung nehmen, mag bey der Aeußerung gewisser Grundsätze alles zu gewinnen oder alles zu verlieren seyn — immer kann man vorher wissen, wie sich der unerschütterliche Charakter des Frommen äußern werde. In die verworrensten Zeiten fiel das Leben des Erlösers auf Erden. Parteyen kämpften mit Parteyen. Ihm ward bald geschmeichelt, bald ward er bedroht. Größe, Gewinn an Macht und Ehre bot ihm das Volk; Auszeichnungen wären ihm gewiß geworden von den Mächtigen, wenn er ihres Sinnes gewesen, und die Fülle der Kräfte, die in ihm wohnte, ihrem Dienst gewidmet hätte. Selbst den hohen Zweck, für

welchen er arbeitete, hätte er vielleicht schneller und umfassender erreicht, wenn er den Arm irdischer Macht hätte benutzen wollen. Aber wie hätte etwas so wandelbares als die Ereignisse der Zeit, etwas so unzuverlässiges als der Beyfall der immer wogenden Menge, etwas so vergängliches als die Krone eines Fürsten, seinen Sinn beugen, seine Urtheile leiten können. Unbeweglich steht er auf dem festen Grunde seiner Ueberzeugung. Es giebt nur Eins für seine Wahl, das was Wahr und Recht ist. Wie er gedacht, wie er die Gesinnung der Menschen beurtheilt, wie er das, was die Erde giebt — Reichthum, Ehre und Gewalt, — gewürdigt hat, da er auftrat als ein gefeyerter Lehrer des Volks, so denkt er, so urtheilt er noch als er vor seinen Unterdrückern steht, und, jedem Hohn und Spott hingegeben, ein Hohngelächter der Menge, das Leben aufopfert, aber nicht die Wahrheit.

Aus den Grundsätzen, oder jenen festen Regeln, nach welchen sich das innere Handeln des Menschen bildet, geht das äußere

Streben und Wirken hervor. Sie sind die befruchtenden Keime, die nur den Boden erwarten, aus welchem sie hervortreiben, und einen milden Einfluß, unter welchem sie gedeihen können. In sofern scheint es allerdings, als wäre auch der Tugendhafteste und Frömmste von dem Zeitalter abhängig, und vermöchte mit dem reinsten und ernstesten Willen nichts, wenn jener wohlthätige Einfluß seinen Bestrebungen fehlte. „Konnte, sagt ihr, der Heilige des Evangeliums die Menschen erleuchten, als eine überlegene Macht dem Lichte wehrte, zu leuchten? Konnt' er seine Zeitgenossen der Tugend erhalten, wenn ein unaufhaltsamer Strom der Sittenlosigkeit alles mit sich fortriß? Konnt' er mit seinem vollen Herzen voll Liebe, Güte und Gerechtigkeit alle dem Elende steuren, daß die Kriege über Länder und Nationen führen, und das Recht da geltend machen, wo die Gewalt entschied? Hat er mit seinen Thränen, und selbst mit seinem Blut und Leben, sein unglückliches, zerstörtes, unterjochtes Vaterland retten können?„

Nicht dieß, meine Brüder! Aber dennoch bleibt das Streben und Wirken dessen, der überall nur den Willen seines Meisters zu thun entschlossen ist, unabhängig von den äußeren Wechseln. Schon darin unterscheidet er sich von den Kindern dieser Welt, daß, indeß sich ihre Grundsätze stets nach dem Geist ihrer Zeit, und wäre er auch der verwerflichste, bilden, und ihre äußere Thätigkeit dem Drange der Umstände weichend, sich diesem verwerflichen Geiste zum Werkzeuge hingiebt, er dagegen nie etwas beschließt und ausführt, wobey er die Grundsätze verläugnen müßte, die ihm allein als die rechten erscheinen. Giebt es etwas verächtlicheres, selbst in den Augen der Menschen, als sich seines Freundes, seines Wohlthäters, seines Königs, seines Vaterlands zu schämen, weil sie unglücklich sind, oder für schnöden Gewinn Verräther an seiner Pflicht zu werden? Und der Fromme sollte fähig seyn, Gott, oder der Stimme Gottes, die zu ihm durch sein Inneres spricht, untreu zu handeln, wenn auch eine Welt damit zu gewinnen wäre? Er kann in

Lagen kommen, in denen er sich gehemmt fühlt auszuführen, was er ausführen möchte, in denen er verstummen muß, wo er sonst geredet hatte, wo er zu schwach ist zu helfen, wie er vormals half. Er ruht dann von dem äußeren Werk. Aber nur kraftvoller wird das Leben seines Geistes, und in den Zeiten dieser äußeren Ruhe reifen die Plane für eine neue Wirksamkeit, wenn die Nacht vergangen seyn wird, in der niemand wirken konnte.

Doch selbst die trübsten Zeiten lassen den besseren Menschen noch ein weites Feld ihrer Thätigkeit übrig. Wie viel oder wenig in ihnen durch ihr Bemühen und Handeln ausgerichtet, wie reich die Erndte ihrer Thränensaat ausfallen werde, das überlassen sie dem Herrn. Ihr Streben geht still und ruhig, wie in den glücklichsten Zeiten, fort. Sie wissen, die Menschheit, das Vaterland bedarf der Ausharrenden gerade am meisten dann, wenn viele muthlos zurücktreten. Je weiter sich die sittliche Verderbniß verbreitet, je mehr Gefahr da ist, daß das Licht der Wahrheit untergehen

könnte, desto kräftiger kämpfen sie gegen den Geist der Welt. Je mehr das Land und der bürgerliche Verein, dem sie angehören, bedrängt ist, desto mehr stellen sie sich an die gefährlichsten Posten, und suchen selbst in der Auflösung noch das Gesunde zu retten. Aber es ist dabey ein weises bedachtsames Thun — nicht eine leidenschaftliche Heftigkeit, die das Unmögliche möglich machen, das Unabänderliche durch ohnmächtige Empörung umgestalten möchte. Neue Ordnungen der Dinge können unwiderruflich festgestellt seyn. Was die Vorsehung zugelassen hat, will der bescheidne Fromme, der in dem, was geschieht, ihren Willen vernimmt, nicht gewaltsam vernichten. Daß nur bey allem Absterben dessen, was nichtig war in seinem Wesen, bey allem Wechsel der Formen welche die Zeit bildet und umbildet, das was ewig zu bleiben allein werth ist, daß nur das Rechte und Gute nicht untergehe, — dieß bleibt das einzige Ziel seines Strebens. Durch den Verein so gesinnter Menschen, ward oft, was dem Zaghaften unwiederbringlich verlohren

schien, gerettet, und blühte, wenn die Außenwelt wieder eine neue Gestalt gewann, nur desto fröhlicher auf.

Laßt also auch das bessere, woran wir vormals auf der Welt unsre Lust und Freude hatten, in dem Strom der Zeit untergehen, laßt um uns her eine neue ungewohnte Welt sich bilden — jede ihrer Gestalten wird zwar, wie in den Spiegel vorüberziehende Gegenstände, so in unsre Seele ihr Bild werfen, aber das Ewige in uns, das unser eigentliches Wesen ausmacht, soll es nicht verwandeln. Es giebt keine Zeit, in welcher die Behauptung seiner Selbstständigkeit, seines Glaubens, seiner Tugend unmöglich wäre. Durchforscht die lange Reihe vorübergegangener Zeitalter. Hat nicht jedes seine Heiligen gehabt, die gleich hellleuchtenden Sternen uns selbst aus den dunkelsten Zeitperioden herüberstrahlen. Haben nicht auch mitten in dieser Königin der Städte — in jenen Jahren der Umwälzung — heldenmüthige Seelen dem Geist ihrer Zeit widerstanden; unbezwingbar in ihrem Inneren, der

mit allen Schrecken gerüsteten Gewalt, unüberwindlich der lockenden Verführung durch Ehre und Reichthum; fest haltend an dem, was ihnen das Rechte schien, wenn auch keiner daran gehalten hätte; nur hängend am Leben, so lang es möglich war, es würdig zu behaupten. Wohl haben auch von ihnen, wie zu den Zeiten des ersten Christenthums, „viele Spott „und Geißeln erlitten, dazu Gefängniß und „Bande. Sie sind gesteinigt, zerfleischt, „durchbohrt und durch das Schwerdt getödtet. „Sie sind umhergezogen in dem Kleide der „Armuth und der Schmach; haben gekämpft „mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, „in der Verbannung, auf den Bergen, in „den Klüften, in den Höhlen der Erde: — „hohe Seelen, deren die Welt nicht werth „war; —„ *) aber auch sie haben das Zeugniß erhalten, daß sie aus den Stürmen ihrer Zeit sich das Köstlichste retteten, das hohe Bewußtseyn Treue und Glauben gehalten, und ihre Pflicht redlich erfüllt zu haben.

*) Ebr. 11, 36 — 39.

Es ist also keinem Zweifel ausgesetzt, daß der Mensch seine Grundsätze, so wie sein Streben und Wirken von den Veränderungen der äußeren Welt unabhängig machen kann. Aber hat er auch seine Freudigkeit und seinen Muth in seiner Gewalt? Kann selbst die Religion, wenn sie auch die herrschende Vorstellung und Empfindung seiner Seele ist, die natürlichen Gefühle des Schmerzes und der Wehmuth unterdrücken, und — will sie es? Kann man also nicht so fromm und tugendhaft seyn, wie es die Heiligsten waren, und sich dennoch unter gewissen Umständen tief unglücklich fühlen? Hat doch auch sie das Elend ihrer Zeit oft zu Boden gedrückt. Selbst wenn sie standhaft genug waren, eignes Unglück, Verlust, Beraubung, körperliche Schmerzen zu ertragen, so hat der Jammer, der ihr väterliches Land der Verheerung zur Beute hingab, ihr Herz gebrochen, und mancher kräftige Geist hat nicht Kraft genug gehabt, den Untergang des Staats zu überleben. Ach! wie vermöchte auch der schwache endliche Mensch sich

eine ununterbrochene Ruhe zu erringen, welche allein das Eigenthum des höchsten Geistes bleibt, des allein Seligen und Gewaltigen, der hoch über alle Wechsel des Vergänglichen erhaben ist.

Nein, meine Brüder, die menschlichste aller Religionen, die wir bekennen, sie fordert es am allerwenigsten, daß der Mensch sich betäube im Unglück, und daß das Böse nicht schmerzlicher auf ihn wirken soll, als das Gute. Aber wie es Heilungsmittel und Stärkungen giebt für die Schmerzen und Schwächen des Körpers, so kann auch der Geist sich aufrichten, wenn er die Hand nicht zurückstößt, die diese Religion ihm anbietet, nicht um ihm seine eigne Anstrengung zu erlassen, sondern nur um ihn zum Bewußtseyn zu bringen, wie viel er durch Gott vermag, wenn er seine Kräfte sammeln, und unverwandt nach dem Ziele der Vollendung hinblicken will, das ihm gesteckt ist. Gestehen wir es nicht selbst sehr oft, daß wir hätten danken sollen, wo wir klagten, und zittern, wo wir uns einer blinden Hoffnung

hingaben; daß sich in den bittersten Erfahrungen Quellen des Segens, in den glücklichsten Ereignissen Quellen des Unglücks für uns öffneten die wir nicht ahndeten; daß dicht an unsre Freuden der Schmerz, dicht an unsern Schmerz die Freude gränzte, die nicht zu theuer durch sie erkauft wurde. Solche Lehren giebt uns aber die ernste Stimme der Religion, wenn sie uns, noch ehe wir selbst die Erfahrung machen, an den Unbestand alles Irdischen, an die Nichtigkeit des zu sichern Vertrauens auf das Menschliche, erinnert. Solche Ueberzeugung giebt uns der Glaube an eine weise und gütevolle aber unerforschliche Regierung der Welt, an einen unaufhaltbaren Fortschritt zum Besseren, für jeden, der nicht träge still steht, an die veredelnde Kraft der härtesten Prüfungen, an eine künftige Enthüllung aller Räthsel dieses Lebens. Aus ihr geht die Freudigkeit und der Muth hervor, welcher sich selbst der Trübsal rühmen, Schmach und Schande aller Ehre und allem Gewinn vorziehen, und sich selig preisen kann, gewürdigt zu seyn, um

der Wahrheit und des Rechts willen Leiden und Verfolgung ertragen zu müssen.

Darf ich das Andenken an den Erlöser auch hier erst ins Andenken bringen? Er, der sich nicht schämte menschlich zu fühlen, zu klagen, zu weinen, wo die Natur ihren Tribut verlangte, er, der auch die Freude nicht verbirgt, wenn ihm sein Werk gelingt, erscheint er uns nicht dennoch immer mäßig, besonnen, nie sicher gemacht durch den Beyfall der Menschen, aber auch immer gerüstet mit Muth, unerschrocken, heiter und freudig sein Geschäft treibend, unverzagt auch bey dem größten Widerstande. Eben dieser freudige Muth theilte sich auch denen mit, die sich nach ihm bildeten. Wir haben — das ist ihr eignes Bekenntniß — wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht. Uns ist wohl bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. — Wir ge-

hen durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und durch gute Gerüchte; als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe! wir leben; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts besitzen, und denen doch alles angehört *). Als der thätigste der Apostel, seinem Beruf getreu, den Weg nach Jerusalem antritt, und sich losreißen muß aus den Umarmungen seiner weinenden besorgnißvollen Freunde, verbirgt sich ihm zwar nicht die Gefahr: „Ich gehe im Geist schon gebunden hinauf nach Jerusalem, und weiß nicht, was mir daselbst begegnen wird. Nur warnende Stimmen sagen mir, Bande und Trübsal warteten meiner.„ Aber

*) 2 Cor. 4, 8—10. 6, 8—10.

dennoch verläßt ihn sein Muth nicht. „Ich achte der keines, halte mein Leben auch selbst nicht für zu theuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.„

Kann sich die Unabhängigkeit echtreligiöser Menschen von den Wechseln des äußeren Lebens deutlicher und würdiger offenbaren? Aber wer kann nun auch diese Erhabenheit der Seele über das Irdische wahrnehmen, ohne sich selbst an ihr zu stärken, und Muth zu fassen, wie auch der Weg durch das Leben bereitet sey — gerad und eben, oder verschlungen und gefahrvoll — ihn jeden Tag zu nehmen, wie es Gott beschließt, und ihn dann fröhlich und getrost anzutreten.

Niemand, meine Brüder, vermag den hohen Frieden auszusprechen, welcher das Erbtheil eines Geistes ist, der sich diese Unabhängigkeit, von welcher ich bisher geredet habe, zu eigen gemacht hat! Fremd muß er auf immer denen bleiben, die mit allen ihren Wünschen und Neigungen dem nichtigen Wesen

der vergänglichen Welt angehören, und eben daher in jedem Augenblick durch das, was sie giebt oder nimmt, zur Freude oder Traurigkeit gestimmt werden. Selbst in denen kann keine reine ungemischte Empfindung herrschend werden, die zwar wohl das Höhere kennen, aber auch zugleich im Einverständniß mit dem bleiben möchten, was den Sinnen gefällt und das schwerere Opfer erläßt. Aber je fleckenloser die Seele bleibt, je klarer das Bewußtseyn, der inneren Stimme des Gefühls über das, was in jedem Verhältniß das Würdigste ist, immer treu geblieben zu seyn, je williger die Ergebung in alles, was Gott fügt und sendet, je wohlthätiger durch diese ruhige Fassung auch rings um sich her wirkend — desto weniger wird irgend eine Veränderung des Schicksals, den Geist um die innere Freyheit bringen können, gegen welche keine Macht und Gewalt der Erde etwas auszurichten vermag.

Dieser Sinn begleite uns durch das ungewisse Leben! Er erhalte uns mäßig im Glück

und im Unglück getrost. Die sichtbare Welt wird auch für uns vorübergehen mit aller ihrer Lust und mit allen ihrem Schmerz. Jedes Werk menschlicher Größe und Herrlichkeit wird der Auflösung und Vernichtung entgegen eilen. Aber alles, was wir, von dem unwandelbaren heiligen Willen Gottes geleitet, in uns und außer uns hervorbringen, das wird bleiben in Ewigkeit. Die Mächtigsten, die Unüberwindlichsten werden endlich dem letzten Feinde erliegen, so bald es auch über sie der Herr des Lebens und des Todes beschlossen hat, und untergehen wird doch am Ende, was sie für unzerstörbar gehalten haben.

XII.

Zwe fel und Vertrauen.

Fragment eines Gesprächs.

Philetas saß in stiller Einsamkeit,
Es ruhte furchenvoll ihm in der Hand,
Gestützt von seines Armes Kraft, die Stirn.
Im Labyinth der Zeiten hin und her
Umirrend, dünkt es immer dunkler ihm,
Und ohne Spur verbarg der Ausgang sich.
Doch unichtbar umschwebt den Forschenden
Ein treuer Führer, dem er still vertraut,
Und nie entsank ihm Hoffnung, nie der Muth.
Da trat zu ihm mit kaltem Ernst und Blick
Ein Jugendfreund — itzt lang von ihm getrennt,
Und weiter noch von ihm durch Herz und Sinn
Geschieden; reich an Wissen zwar, und hoch
Erfahren in der Klugheit schlauen Künsten,
Doch öd' und leer sein Herz, wie *seine* Welt.

„So finden wir uns wieder? — sprach der Fremde —
Wer hat gewonnen? Hält dein Glaube noch
An einer schönern Zukunft, an dem Sieg
Der Wahrheit und des Rechts; hält er noch fest
An jenem **Unbekannten**, der das Schicksal,
Das blindverworrne leiten soll mit Weisheit?
Erspare dir die Antwort die dich schmerzt,
Ich lese sie auf dieser düstern Stirn.
Schwer liegt der Zeiten Druck auf deiner Brust,
Sie hat in deinem heitern Angesicht
Des tiefen Kummers Bild scharf ausgeprägt.
Herabgestiegen bist du von der Höh',
Auf die ein Jugendtraum dich täuschend hob
Wie mich, nur ich bin früher aufgewacht.
Als Kinder hören wir der Engel Stimmen,
Dem Jüngling ist der Erdenraum zu enge,
Gern rettete der Mann das Zauberbild
Von einer unsichtbaren Geisterwelt,
Wo andre Mächte als hienieden herrschen —
Doch ach! des Lebens fürchterliche Wahrheit

Reißt von den Augen ihm den Schleyer weg,
Und zeigt ihm sein Geschick und seinen Wahn."

Philotas aber sprach: Den Kummer,
Freund,
Der mir das Herz beengt, verberg ich nicht.
Viel heiße Thränen haben diese Augen,
Seit unsre Wege sich getrennt, vergossen,
Viel Seufzer sind der tiefsten Brust entstiegen,
Und schöner Zukunft heller Jugendtraum
Hat sich in trüber Gegenwart gelöst.
Die Jugend ist verblüht für mich wie dich,
Doch reifre Frucht entwuchs der jungen Blüthe,
Des Mannes Kraft hat sich im Kampf gestärkt,
Und meinen Glauben hab' ich mir gerettet. —

„Den Glauben? — Träumst du noch
von beßrer Zeit?
Kannst du die Todten wecken aus der Gruft?
Kannst du dem abgehau'nen Stamm den Saft
Zu neuen Knospen wiedergeben? — Sprich,
Was hat dein Gott gethan, dem du vertraut,
Hat er geschützt, gerettet? Hat er hülfreich

Auf dich gehört und auf die Tausende,
Die am Altar des Vaterlandes knieend,
So oft der Morgen kam, der Abend sank,
Die Hände betend zu ihm ausgestreckt.
Dem stolzen Selbstvertraun, der kühnen List,
Der Härte folgt, der unerbittlichen,
Das Glück! Dem frommen Glauben und der Treue,
Der weichen Güte kehrt es seinen Rücken. —

„Das Glück mag dem Vertraun den Rücken wenden,
Dem falschen Götzen hab' ich nie gedient.
Doch, was ein reines Herz zu Gott gefleht,
Dem hat er stets Erhörung zugesendet.“ —

Geziemt die Bitte für das Vaterland
Dem reinen Herzen nicht? Und hat den Sieg
Dein Gott der frommen Bitte denn gewährt?
Im Trümmer liegt was vormals herrlich war,
Gebrochen ist die Kraft, zerstört der Bau;
Und eh er sich aus dem Ruin erhebt,
Sind lange wir zurückgekehrt zum Staub.

„Wohl ziemt die Bitte für das Vaterland
Dem frommen Herzen und der Kindersinn,
Ob er auch irrt und fehlt, gefällt dem Vater.
Nur soll das Kind der Schwäche nicht vergessen,
Vom Vater nicht der Gaben Maaß und Stunde
Mit Ungeduld ertrotzen! — Es soll nicht Vorschrift
Des Kindes Bitte seyn! —“

Laß mich vollenden!
Wir sollen immerfort nur Kinder bleiben,
Und kindisch wähnen, wir, zwar ausgesetzt
Auf dieses Lebens wilden Ocean,
Wo bald uns sanfte Lüfte schonend tragen,
Bald Sturm und Wogen auf- und niederschleudern,
Wir blieben doch des Vaters Augenmerk,
Und unsichtbar bewahrte seine Hand
Die hülflos zitternden vor der Gefahr.
Und wenn wir dennoch plötzlich untergehn,
So soll den Untergang ein Danklied feyern.

Was untergeht, war nicht bestimmt zu dauern,
Was stärker ist als Wog' und Wettersturm,
Kann nimmer untergehn! — Wer seinem Führer
Vertraut, ist auch im Sturme nicht
Verlassen, und erblickt in dunkler Nacht
Den Stern gewiß, der ihn ans Ufer führt.

„Du weichst in leeren Bildern mir nur aus,
Und mußt der Zeiten Jammer doch gestehn.
Getäuschte Hoffnung weint, wohin du blickst,
Und wenn du dein Geschick vergessen kannst,
Vergiß der andern nicht, die schuldlos büßen."

Man büßet nur, was man verschuldet hat.
Das Leiden reinigt unsern Geist! Es schmerzt —
Auch Thränen gab der Vater seinen Kindern,
Und zürnet nicht, wenn das gepreßte Herz
Sich löst, und weinend seine Opfer bringt.
Doch in des Kampfes Stunde wächst die Kraft,
Und neu verklärt geht aus der Prüfung Flamme

Der neue Mensch hervor! — Den Glauben, Freund,
Soll nimmer mir des Schicksals Strenge rauben.
Du stehst verödet da in deiner Welt,
Verläßt sie dich, so bist du ganz verlassen,
In ihren armen Schätzen ruht dein Glück,
Von ihren schwachen Götzen hoffst du Hülfe.
Ich habe nie auf Irdisches gebaut.
So mag es sinken — ruht mein Hoffen doch
Auf Felsengrunde! Aus der Endlichkeit
Schau ich nach dem Unendlichen — es nimmt
Mich auf, wenn Erd' und Himmel mir entschwinden!"

Philotas sprach's — verklärter ward sein Blick,
Als fiel ein Strahl aus einer höhern Welt
Ihm in das Auge. Freundlich faßt er dann
Des Freundes Hand, der sinnend stand und schwieg.
„Du schweigst?" — Und jener fiel ihm an die Brust:

Du hast mich wunderbar bewegt! – Noch
faſſ' ich
Nicht ganz was du begeiſtert mir verkündet;
Doch regt ein unbekanntes Ahnden ſich
Mir in der Bruſt! — Leb wohl! Wir ſehn uns
wieder.

XIII.

Das Lied des Trostes.

Warum dein Blick so trübe,
Warum dein Herz so schwer?
Ist nicht dein Gott die Liebe?
Dein Helfer nicht der Herr?
Den Kummer der dich quälet,
Hat er ihn nicht gesandt,
Hat nicht dein Loos gewählet
Des weisen Vaters Hand?

Du fühlst den Druck der Leiden
Und siehst die Hülfe nicht;
Doch — übt bey steten Freuden
Man auch die schwerste Pflicht?
Wird in den trüben Tagen
Das Herz nicht stark und fest,
Und lernt gelassen tragen
Was sich nicht ändern läßt?

Es sey, daß deine Schmerzen
Kein andrer mit dir theilt,
Die Wunde, tief im Herzen,
Kein Trost der Liebe heilt;
Es sey, daß die dich liebten,
Kalt, ferne von dir stehn,
Den Weinenden, Betrübten
In seinem Gram verschmähn.

Es sey, daß deinen Klagen,
Der Gott der Hülfe schweigt,
Die Last, schon schwer zu tragen,
Dich täglich tiefer beugt:
Es säumet doch die Rechte
Des Helfers ewig nicht;
Im Thal der dunklen Nächte
Erhebt sich schon dein Licht.

Von Todesquaal umgeben
Denk', wie der Heil'ge rang,
Sein mattgequältes Leben
Selbst kraftlos niedersank!
Und dennoch ließ sein Glaube
Den großen Vater nicht,
Und übte tief im Staube
Der Unterwerfung Pflicht.

Und du — du willst verzagen?
Willst ihm nicht ähnlich seyn?
Willst seinen Namen tragen
Und murrend ihn entweihn?
Der Gott der ihn vollendet,
Lebt noch und ist dein Gott.
Wer sich von ihm nicht wendet,
Den reißt er aus der Noth.

Wirf alle deine Sorgen
Auf ihn! Er sorgt und wacht,
Ein schöner lichter Morgen
Folgt bald der dunkeln Nacht.
Auf kurze Leidenstage
Folgt Wonne, Preis und Dank.
Dann wandelt sich die Klage
Und wird Triumphgesang.

Anmerkungen

und

Beylagen.

Nr. 1.

S. 51—53.

Voltaire's berühmtes Gedicht: Sur le désastre de Lisbonne en 1755, findet man im 12ten Theil der Zweybrücker und Gothaer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Rousseau ward dadurch zu einem Schreiben an den Dichter veranlaßt (Oeuvres de R. Tome 23. Ed. de Deuxponts), worin er die Behauptungen Leibnitzens und Pope's, „es gebe kein wahres Uebel; alles, was geschehe, sey gut," in Schutz nimmt. Mich dünkt, er thut hie und da dem philosophischen Dichter Unrecht. Denn nicht sowohl gegen die Vorsehung, als gegen die verkehrten Arten, die Vorsehung zu vertheidigen und den Menschen über seine Leiden zu beruhigen, ist Voltaire's Gedicht gerichtet, und die Streitenden sind sich im Grunde näher, als es scheint. Rousseau selbst hat sehr treffend die anmaaßenden und grundlosen Apologieen des Uebels bestritten. Wie wahr, wenn er unter andern sagt: „Les premiers qui ont gâté la cause de Dieu sont ceux, qui ne souffrent pas que rien se fasse selon l'ordre établi, mais qui font toujours intervenir la justice divine à des événements purement natu-

rels, et pour être ſûrs de leur fait, puniſſent et châtient les méchants, éprouvant ou recompenſant les bons indifferement avec des biens ou des maux ſelon l'événement. — Und weiter unten: La grande idée que je puis me faire de la providence, eſt, que chaque être materiel ſoit disposé le mieux qu'il eſt poſſible par rapport au tout, et chaque être intelligent et ſenſible le mieux qu'il eſt poſſible par rapport à lui-même; en ſorte que pour qui ſent ſon exiſtence, il vaille mieux exiſter que ne pas exiſter. Mais il faut appliquer cette règle à la durée totale de chaque être ſenſible, et non à quelque inſtant particulier de ſa durée tel que la vie humaine; ce qui montre combien la queſtion de la providence tient à celle de l'immortalité de l'ame."

Nr. 2.

S. 61.

Die Schrift des Lactantius: „de mortibus perſecutorum," ſoll zwar vom Anfang bis zu Ende eine auf Thatſachen gegründete Vertheidigung der göttlichen Gerechtigkeit ſeyn, indem in einer Reihe von Beyſpielen gezeigt wird, wie ſie ſich in dem zum Theil ſchrecklichen Ende derer, die als Chriſtenverfolger gewüthet hätten, bewieſen habe. Sie iſt aber wahrlich keine der edleren, wiewohl eine

der

der frühesten Früchte des zur Staatsreligion erhobenen Christenthums. Das Geschichtliche hält die historische Kritik eben so wenig aus, als die sich darin offenbarende Gesinnung die moralische. Es ist nicht der Geist, den Christus von seinen Schülern forderte, und wovon er ihnen das Beyspiel gab.

Nr. 3.

S. 61.

S. Plutarchi Liber de sera numinis vindicta, ex ed. D. Wyttenbach. Lugd. Bat. 1772. Der griechische Weltweise übertrifft viele christliche Apologeten, und namentlich den inconsequenten und von blindem Eifer hingerissenen Lactanz. Mehrere stoische Philosophen hatten, gerade wie viele christliche, über die Lehre von den göttlichen Strafen so positiv abgesprochen, hatten jedes Zusammentreffen späterer Uebel mit vorhergegangener Verschuldung so geradehin als Beweis der strafenden Gerechtigkeit aufgestellt, und alles, worin sie nur irgend eine scheinbare Bestätigung fanden, so zusammengehäuft, daß die Epikureer leichtes Spiel hatten, sie zu bestreiten, und viele ihrer Behauptungen dem Gelächter Preis zu geben. Sie fanden überdieß keine Schwierigkeit, eben so viele Beyspiele des Gegentheils von dem Glück und der Straflosigkeit der Bösen aufzustellen. Die Zukunft nach dem Tode blieb den Stoikern zuletzt nur übrig. Da sie aber den

Beweis auf mythologische Dichtungen gründeten, so fehlte es auch da nicht an Spöttereyen der Gegner. Plutarch, wohl einsehend, daß auf diesem Wege eine an sich so wichtige Lehre, wie die von der Vorsehung und der Vergeltung des Guten und des Bösen nicht gerettet werden könne, schlug einen andern Weg ein. Er berichtigte den gemeinen Begriff von göttlichen Strafen. „Nicht Rache, nicht Beleidigungen könnten die Gottheit bestimmen, Strafen zu verhängen. Thäten sie es, so könne doch der Zweck nur Besserung seyn. Die zögernde Strafe sey Folge der väterlichen Güte. An den Nachkommen könne das Böse nur in sofern gestraft werden, als sie selbst etwas verschuldet hätten; und dann selbst seyen die Uebel nur zum Heilmittel bestimmt, um einer gänzlichen Verderbniß zuvor zu kommen. — Ganz reiche man indeß nicht mit diesen Gründen aus. Erst das Leben nach dem Tode und das verschiedene Schicksal der Guten und der Bösen, werde die Gerechtigkeit Gottes in ihr volles Licht setzen.„

Nr. 4.

S. 75.

Erziehung der Vorsehung.

Es gehört zu den falschen Lobsprüchen der Lehre des Christenthums, daß sie zuerst den pädagogischen Zweck der Leiden bemerkbar gemacht habe. Kommen

doch schon im A. T. Stellen vor, welche sie als eine väterliche Zucht betrachten. Spr. 3, 11. 12. In den griechischen und römischen Philosophen vermißt man diese Ansicht eben so wenig. So, außer dem Plutarch (Nr. 3.), bey Seneca:

„Non vides quantum aliter patres aliter matres indulgeant? — Illi excitari liberos ad ſtudia obeunda mature, feriatis quoque diebus non patiuntur eſſe otioſos, et ſudorem illis et interdum lacrimas excutiunt: at matres fovere in ſinu, continere in umbra volunt; numquam flere, numquam triſtari, numquam laborare. Patrium habet Deus adverſus bonos viros animum, et illos fortiter amat, et, operibus, inquit, doloribus ac damnis exagitentur ut verum colligant robur. — Miraris tu, ſi Deus ille bonorum amantiſſimus, qui ipſos quam optimos eſſe atque excellentiſſimos vult, fortunam illis cum qua exerceantur aſſignat?„ De Providentia. C. II.

Nr. 5.
S. 86.

Die Stelle: „So laßt es mich denn u. s. w.„ hat in mehreren Beurtheilungen der ersten Ausgabe Widerspruch gefunden. Ich hoffe durch kleine Abänderungen und Zusätze in dem Text, schon manches

was darin auffallen konnte, gemildert zu haben. Indeß stehe hier noch folgendes zur Erläuterung.

Ich hörte und laß oft in diesen Zeiten der Umwälzung und des Unglücks, daß aus allen ihren Uebeln doch am Ende Gutes hervorgehen und das Ende nur abgewartet werden müsse. So sey z. B. mancher mächtige Staat nur darum so tief gefallen, um sich nach dem Rathschluß Gottes, aus seinen Trümmern desto herrlicher zu erheben. Denn — setzte man hinzu — es sey eine nothwendige Vernunftidee, daß die Menschheit immer fortschreite, das Wahre über den Irthum und das Gute über das Böse siegen müsse.

Dieß Raisonnement, ich gestehe es, schien mir nicht haltbar und durch alles, was uns bisher die Geschichte gelehrt hat, nicht unterstützt zu werden. Wenigstens fand ich eben so viel Veranlassung zur Furcht, daß, was in seinen Grundfesten erschüttert war, auch wohl nach und nach sich ganz auflösen und nicht mehr gerettet werden könne, als zur Hoffnung, daß noch Rettung möglich sey. Ich fand Beyspiele, daß die größten Uebel sehr viel Herrliches bewirkten, und daß der Kampf des Lichts mit der Finsterniß dem ersten zum Siege verholfen hatte. Aber ich fand auch, daß Staaten und Reiche, die einst durch Wissenschaft und Kunst am herrlichsten blühten, durch Unterdrückung von Außen und durch unwiderstehliche Gewalt noch

nach Jahrhunderten und Jahrtausenden in ihren Ruinen lagen. In der Möglichkeit also, daß auch die jetzigen Uebel nur einer nahen Wiedergeburt vorhergingen, fand ich wenig festen Trost. Dabey übersah ich nicht, daß, wenn die Geschlechter der Menschen als ein Ganzes gedacht werden, diesem Ganzen immer etwas zuwächst, und — zwar nicht die Menschheit, wie man sich gewöhnlich ausdrückt — aber einzelne Menschen, auch wohl einzelne Menschenmassen, fortschreiten und gewinnen. Und dieß ist für den Geschichtforscher allerdings eine erfreuliche Erscheinung, wie wohl es für den Leidenden keine eigentliche Beruhigung seyn kann, daß er und ganze Generationen mit ihm das Opfer werden müssen, um für andre unbekannte, fern liegende Generationen einen Vortheil zu erringen. Denn in sofern erscheint er sich doch nur als Mittel zu einem fremden Zweck, indeß die Vernunft, die in ihm wohnt, sich berechtigt fühlt, selbst als ein letzter Zweck betrachtet zu werden. Wohl aber wird auch das größte Uebel erträglich, sobald es als ein eignes Bildungs= und Vervollkommnungsmittel, daneben aber auch als etwas erscheint, wovon selbst späte Enkel noch den Segen erndten. — Was noch mehr über den reichen Gegenstand zu sagen wäre, werde lieber der zweyten Sammlung aufgespart.

Nr. 6.
S. 104.

Es mag Charaktere geben — zurückweisen.

Alle religiöse und philosophische Parteyen, deren Grundcharakter eine gewisse Austerität ist, die mehr auf die Vertilgung natürlicher Gefühle, als auf ihre Reinigung und Veredlung ausgehen, haben jene Kälte der Trostgründe mit einander gemein, die dem Herzen nicht wohlthun kann. Auch hat sehr oft ihre Religion oder ihre Philosophie die Wirkung, daß sie die schönen Empfindungen der Natur in ihnen dämpft, und dort ein frommes, hier ein sophistisches Raisonnement an ihre Stelle setzt, wobey das Reinmenschliche, das den Charakter des Erlösers so herrlich macht, verlohren geht. Es mag ihnen die Apathie, womit sie selbst, was ihnen im Leben Widriges begegnet, ertragen, oder womit sie fremdes Leiden anschauen, den Schein einer gewissen Erhabenheit, einer übermenschlichen Heiligkeit geben. Man fühlt sich aber zu ihnen weder hingezogen, noch durch die hochtönenden Trostsprüche aus ihrem Munde wirklich getröstet. Wer Gelegenheit gehabt hat, manche religiöse Charaktere, die in sogenannten pietistischen, methodistischen, oder Brüdergemeinen gebildet waren, näher zu beobachten, die, nur warm für die Partey, eine gewisse todte Ruhe und starre Kälte in

die menschlichsten Verhältnisse des Lebens bringen, der wird mich verstehen. Eben daher sprechen die Trostsprüche der stoischen Weltweisen, wie wir sie bey Seneka, Epictet, Antonin lesen, so wenig zum Herzen. Man muß sie wie Orakelsprüche erhaben finden. Aber man wird immer dabey an Vespasians Worte erinnert, der den Philosophen, die seinem Sohne die Thränen um seinen Freund zum Vorwurf machten, antwortete: „Erlaubt ihm, ein Mensch zu seyn!„

Nr. 7.
S. 109.

Aus den Briefen und philosophischen Schriften des Cicero und den classischen Historikern seiner und der folgenden Zeit, wäre es interessant, die Klagen zu sammeln, über den verschwindenden Geist, bey dem sich das Vaterland so wohl befand. Man würde darin nur den Wiederhall dessen hören, was in der Tiefe des eigenen Herzens bey dem Anblick eines zerrütteten Vaterlandes spricht.

Wer übrigens die philosophischen und moralischen Schriftsteller aus den verschiedensten Zeitperioden kennt, muß doch auch wissen, daß es eigentlich nie eine Zeit gegeben hat, in der nicht von ihnen über die Zeit geklagt wäre. Und auch das ist natürlich!

Dem speculirenden Weisen schwebt ein Ideal vor, von dem die Wirklichkeit immer entfernt bleibt. Auch verwechselt er gar leicht einzelne glänzende Züge der Vorzeit mit dem Allgemeinen, und es hat etwas beruhigendes, wenn man die Lobredner der Vergangenheit mit denen vergleicht, die in dieser gepriesenen Vorzeit lebten, und eben so laut tadeln als jene lobpreisen. S. Meine Briefe an Rel. Lehr. 3te Samml. 10r Br.

Nr. 8.
S. 110.

Die Stelle ist aus Klopstocks Messias, 8ter Gesang, V. 800. Man vergleiche die ganze furchtbar erhabene Scene, das Gericht über die bösen Könige.

Nr. 9.
S. 123.

Die erste Stelle, auf die hingedeutet wird, steht in Seneca de providentia. Sie ist oben S. 217. aus dem Original angeführt. Die andre ist die bekannte Horazische:

Justum et tenacem propositi virum —
Si fractus illabatur orbis
Inpavidum ferient ruinae.

Nr. 10.
S. 169.

Der edle Bailli.

Bailli, Maire von Paris während der Revolution) dessen astronomische Untersuchungen ihm eine der ersten Stellen in seiner Wissenschaft gegeben haben, wurde unter ganz besonders schauderhaften Umständen ermordet. Er sollte in der Nähe des Marsfeldes umgebracht werden; aber die Laune des blutdürstigen Pöbels zwang ihn, zwey bis drey Stunden auf dem Richtplatz zu verweilen, während das Schaffot auf einen andern Platz verlegt ward. Dort stand er, vom Regen durchnäßt, in der Mitte des Winters, und was schwerer zu ertragen war, als die Unbarmherzigkeit der Elemente, ausgesetzt den Verhöhnungen und Beschimpfungen eines abscheulichen Haufens von Elenden, die diesen fürchterlichen Schauspielen beyzuwohnen pflegten. Die rothe Fahne, durch deren Aushängung er einst den Versuch der orleanistisch-anarchischen Partey vereitelt hatte, ward vor seinen Augen verbrannt, und man nöthigte ihn, den Holzstoß, der sie verzehrte, selbst anzuzünden, während daß die Ungeheuer, zu ihrer größten Belustigung, ihn mit dem Kopf in den aufsteigenden Rauch stießen. Er unterwarf sich mit der Gelassenheit eines Weisen allen dem, was über ihn

verhängt wurde; er bat nur sanftmüthig, daß man seine Leiden bald endigen möge. Einer von den Barbaren, die ihn quälten, sagte mit grausamen Hohnlächeln zu ihm: Du zitterst, Bailli! — Vor Kälte — mein Freund, antwortete Bailli. Endlich, nachdem sie ihn den bittern Kelch bis auf die Hefen hatten ausschlürfen lassen, vergönnten sie ihm zu sterben.„

„Wenn sich in so manchen andern Opfern u. s. w.„

„Unter den Eingesperrten — erzählt die edle Miß Williams in ihren Briefen über die in den Pariser Gefängnissen vorgefallenen Auftritte (1. Th. S. 40.) — waren mehrere, denen unter ihren Leiden wenigstens die Stütze nicht fehlte, die unter jedem Druck die kräftigste ist. So war z. B. in La source die Religion ein Bedürfniß seines Geistes. Ohngeachtet die Wege der Vorsehung nie finstrer und verworrner erscheinen konnten, als in diesem Triumph des Verbrechens über die Unschuld, so setzte er, von der erhabensten Idee des höchsten Wesens begeistert, dennoch ein unbegrenztes Vertrauen auf jene Vorsehung, in deren Händen die Ausgänge des Lebens und des Todes sind. Silleri, der ein zart fühlendes Herz hatte, fand in der Andacht die sicherste Zuflucht des Kummers. Er und la Source dichteten

zusammen eine kleine Hymne, auf eine süße feyerliche Melodie, die sie ihre Vesper nannten. Jede Nacht, ehe wir uns trennten, sangen sie dieses einfache Lied mit leiser Stimme, um in dem Nebenzimmer nicht gehört zu werden, wodurch der Ausdruck noch schmelzender ward. Noch zittern diese traurigen Töne, das Sterbegeläute meiner abgeschiednen Freunde, auf jeder Saite meines Herzens.„ —

Es mag hier eine Stelle finden. Es ist kein schwärmerisches Herbeysehnen des Todes. Es ist der Ausdruck der stillsten Ergebung.

Calme nos allarmes
Prête nous tes armes
Source des vrais biens
Brise nos liens!
Entens les accens
De tes enfans
Dans les tourmens;
Ils souffrent, et leurs l'armes
Sont leur seul encens!

Prens notre défence
Dieu de l'innocence
Près de toi toujours
Elle trouve secours.

Tu connais nos coeurs
Et les auteurs
De nos malheurs;
D'un ſort qui t'offenſe
Détruis la rigueur.

Quand la tyrannie
Frappe notre vie
Fiers de nôtre ſort
Mepriſant la mort.
Nous te béniſſons!
Nous triomphons
Et nous ſavons
Qu'un jour la patrie
Vengera nos noms!

Nr. 11.
S. 175.

Man vergleiche die erſchütternde Stelle in dem kräftigen Perſius, in deſſen Satyren ſich überhaupt ein ſo hoher moraliſcher Sinn ausſpricht. In der dritten heißt es:

Magne pater divum, ſaevos punire tyrannos
Haud alia ratione velis, cum dira libido
Moverit ingenium ferventi iuncta veneno
Virtutem videant, intabescantque relicta.

Anne magis Siculi gemuerunt ora juvenci
Et magis auratis pendens laquearibus ensis,
Purpureas subter cervices terruit, — Imus
Imus praecipites, — quam si dicat, et intus
Palleat infelix, quod proxima nesciat uxor!

O großer Vater aller Götter! Strafe,
Wenn wilde Lust, in schäumend Gift getaucht
Jetzt wüthender Tyrannen Brust bewegt,
Bestrafe sie nicht anders, als daß sie
Die Tugend sehn und fühlen tief im Herzen
Daß sie ihr untreu wurden.

Seufzte wohl mehr des Phalaris eherner Stier
Einst in Sicilien — war wohl das Schwerdt,
Das hoch herab von goldner Decke hing,
Dem Purpurnacken unten schrecklicher,
Als wenn der Frevler zu sich selbst: Dem Abgrund,
Wir nahen uns den Abgrund! — sagen muß;
Wenn er im Innersten ob dem erbleicht,
Was selbst der Gattin, dicht an seiner Seite,
Er nicht zu sagen wagt.

Nr. 12.

S. 212.

Die Frage über die Bestimmung des Menschen kann hier nicht weiter erörtert werden. Manche Ideen, die nur angedeutet sind, findet man, nach meiner Ansicht der Sache, weiter ausgeführt in meinen Briefen an christliche Religionslehrer, 3. Samml. Br. 5. 6., auf die ich auch in Betreff mehrerer andern Materien, welche in den itzigen Zeiten für den öffentlichen Lehrer ein größeres Interesse haben dürften, verweise. M. s. unter andern 2. Samml. Br. 10. 11. Auch habe ich hier so manches nicht wiederholen wollen, was ich ehedem über die Beruhigungsmittel vieler und mancherley Leiden des Lebens in dem Philotas, Einem Versuch zur Beruhigung und Belehrung der Leidenden und ihrer Freunde (1—3. Th. N. A. 1808.) niedergelegt habe. Man kann überhaupt die vorstehenden Versuche als Supplemente zu dem Philotas betrachten.

Nr. 13.

S. 214.

Wie viel verlieren doch die, denen nichts als Religion und Frömmigkeit erscheint, als was ihre Sprache redet, denen wohl gar jede Einkleidung re-

ligiöser Ideen, die von nichtchristlichen Völkern herstammt, ein Aergerniß und eine Irreligion ist. Wenn sie dadurch ihren Glauben zu ehren meinen, so sollten sie sich doch erinnern, wie weit sie sich von seinem Geiste entfernen, da die heiligen Bücher so bestimmt von Menschen reden, die unter allerley Volk Gott fürchten und Recht thun.

Dagegen gewährt es einem religiösen Leser der Werke des Alterthums einen trefflichen Genuß, wahrzunehmen, wie bey den verschiedensten Gestältungen der äußeren Religion, die Bestandtheile des religiösen Sinnes immer dieselben waren; und wie man oft nur die Hülle, die ja nie das Wesen ausmacht, absondern, und die Worte in unsern Religionsdialect übersetzen darf, um Aeußerungen zu finden, von denen wir glauben würden, daß sie aus unsern heiligen Schriften genommen wären. Diese Wahrnehmung gehört zu den schönsten Früchten des Studiums der Alten, und es wäre kein geringes Verdienst, wenn sich ein neuer Pfanner *) daran machte, die Schätze echt religiöser Ideen, Aussprüche und Beschreibungen aus dem ganzen classischen Alterthum, desgleichen aus den Werken per-

---

*) Pfanneri Systema religionis gentilium purioris,

sischer, indischer, sinesischer Weisheit zu sammeln. Gewöhnlich sucht man sie nur bey den Weltweisen und Moralisten. Man sollte sie noch aufmerksamer bey den Historikern und bey den Dichtern suchen.

Wie sich in dem griechischen Alterthum ein rein religiöser Charakter gebildet, und wie er sich ausgesprochen haben würde im Handeln, dieß kann schwerlich vollkommner dargestellt werden, als es in einem der vollendetsten Kunstwerke der neuen Dichtkunst, in Göthens Iphigenie in Tauris geschehen ist. Wenn es der Raum litte, so wäre es leicht, an diesem Ideal weiblicher Frömmigkeit die Bestandtheile derselben in ihrer höchsten Vollendung bemerkbar zu machen. Ich kann nur andeuten, damit sich vielleicht mancher, dem dieses Meisterwerk fremd ist, oder der wohl gar hinter der Hülle heidnischer Mythologie nichts echt religiöses ahndet, den Genuß verschaffe, den ich mir selbst so gern erneure.

Iphigenie ward — wie das Alterthum glaubte — in dem Augenblick, als ihr Opfertod für die glückliche Rückkehr des griechischen Heers erfolgen sollte, durch ein Wunder gerettet und nach Tauris versetzt, wo sie als Priesterin im Tempel Dianens die heiligen Gebräuche versehen sollte. Altes Herkommen rechnete zu diesen Gebräuchen die Opferung jedes Fremden, den der Zufall an die scythische Küste

ver=

verschlug. Dieser Gebrauch empört ihr menschliches Gefühl, und so ist es ihr durch diese untrügliche Stimme entschieden, das könne nicht Wille der Gottheit seyn. Schon ein Charakterzug echter Frömmigkeit, der stets unabhängig von den Meinungen und Ueberlieferungen der Menschen, allein auf das sittliche Gericht des innersten Gefühls und die Vernunft achtet, durch welche Gott zu uns spricht. Durch der Ueberredung sanfte Gewalt hält sie auch Jahrelang den scytischen König, den edlen Thoas, ab, den grausamen Gebrauch zu gebieten. Er giebt nach, mehr der geliebten Priesterin, als aus Ueberzeugung. Er wirbt zuletzt um ihre Hand — gerade in dem Augenblick, als Orest, Iphigeniens Bruder, mit Pylades, nicht ahndend, welches Schicksal sie hier erwarten könne, landet. Iphigeniens Herz weigert sich dem Antrage des Königs. Dieser dringt, verletzt von der Weigerung, auf die Wiederherstellung des zu lange versäumten Opfers, durch Vollziehung an den unglücklichen Fremdlingen. Wie wahr der Contrast zwischem dem, dem die Religion nur Cultus, und das Urtheil über das Rechte abhängig von der Neigung ist, und der reinen Verehrerin des Heiligen und des Sittlichen. — Die Fremdlinge ersinnen itzt einen Plan, sich durch Gewalt zu retten. — Die Schwester, die Verbannte, die mit frommer Liebe am Vaterlande hängende, schwankt einen Au-

genblick, ob sie den Plan begünstigen soll. Es gilt die Rettung eines zwiefachen Menschenlebens, und eines Bruders, und Befreyung aus ihrem eigenen drückenden Frohndienst. Aber das alles muß mit einer Unwahrheit erkauft werden; und eine Priesterin der Gottheit muß wahr seyn in Wort und That. Sie ists dem Dienst und dem Könige schuldig. Sie berechnet nicht, was die Folge der strengen Redlichkeit seyn kann — vielleicht das Verderben der Theuersten auf Erden — sie weiß nur, das es Pflicht ist, redlich zu seyn. Sie entdeckt den Plan — und überläßt den Ausgang den Göttern. Denn ihrem Willen vorzugreifen dünkt sie Frevel. Nur achten soll der Mensch auf ihre Spur. So spricht aus jedem ihrer Worte Hingebung in höhere Fügung, Gehorsam gegen das Gebot der Pflicht, zarte Liebe und Sorge, so lange sie nicht mit Höherem streitet, tiefer Friede im Inneren mitten in verwirrenden Umständen; und zu diesem allen gesellt sich eine Klarheit des Geistes, eine Energie der Seele, eine Beherrschung des Schmerzes bey den schrecklichsten Nachrichten, ein Muth, auch gegen den Mächtigen, der ihr Schicksal in seinen Händen hat, nicht einen Schritt aus der Bahn zu weichen, die der reine Sinn ihr vorzeichnet, wie das alles nur in den vollendetsten Charakteren vereint gefunden wird. Es ist so, wie sie sich wünscht,

ihre Seele ist
Der Opferflamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu Gottes Wohnungen hinaufgezogen.

Die Gottheit belohnt ihr frommes Vertrauen und ihr unbeflecktes Handeln.

„Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz!„

Sie war auf Alles gefaßt. Sie, die selbst als geweihte Priesterin sich nicht anmaßt, die verborgenen Fügungen der himmlischen Mächte zu verstehen, oder vorher zu bestimmen, sondern immer nur aus dem Erfolg zu schließen, was sie für das Beste erkannt haben, würde es auch nicht irre machen, wenn sie und die Fremdlinge unterliegen müßten. Selbst hätte sie nie einen Gebrauch erfüllt, in welchem sie das Ungöttliche so klar erkannte. Aber sich der Pflicht aufzuopfern, dazu wäre sie in Tauris so bereit gewesen, wie sie es in Aulis war. Anders fügt es die Vorsehung. In der Nähe einer Heiligen verwandelt selbst das Unheilige seine Gestalt. Orest findet seinen Frieden wieder. Thoas, der edle Scythe, kann der himmlischen Rede nicht widerstehen. Er läßt, wiewohl mit schwerem Herzen, sich selbst beherrschend, die Unschuld in Frieden hinziehen.

Es ist schwer, nicht vieles abzuschreiben. Nur ein Paar Stellen mögen als Probe des treuen Glaubens an die ewige Macht, Weisheit und Güte, der richtigen Würdigung des Lebens, und dabey der frommen Ergebung in alles, was die Vorsehung schickt, hier eine Stelle finden, da sie recht eigentlich religiöse Ansichten der göttlichen Weltregierung und des irdischen Daseyns sind.

Du hast Wolken —
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weise bist du, und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.

1ster Akt.

Man kennet euch, ihr Götter, an gesparten,
Und lang und weise zubereiteten Geschenken.

Denn ihr allein wißt, was uns frommen
kann.
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht **uns** verdeckt. — Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte!
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tode
Genießt.

3ter Akt.

Und über den wahren Werth des Lebens:

Frey athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben ists, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nun vertrauren muß? — Und nenn'
ich das
Ein fröhlich selbst bewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feyert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

Und auf Arkas Einwurf:

> Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
> Auf Tausende herab ein Balsam träufelt;
> Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
> Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst,

die fromme bescheidene Antwort:

> Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
> Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt.

In unserm Verlag sind von dem Verfasser der Feyerstunden noch folgende Schriften um beygesetzte Preise zu haben.

Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. 5te Aufl. 3 Theile. gr. 8. 4 Thlr.

Briefe an christliche Religionslehrer; 1ste bis 3te Sammlung in 2 Theilen. 2te Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

Lehrbuch für die obern Religions-Klassen gelehrter Schulen. 1ste Abth. Einleitung in die biblischen Schriften und Religionsgeschichte. 2te Abth. Religionslehre und Moral. 5te Aufl. gr. 8. 16 Gr.

Anmerkungen zum Lehrbuch für die obern Religions-Klassen gelehrter Schulen. Zum Gebrauch für Lehrer, nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. 2te Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

Handbuch für christliche Religionslehrer. 1ster Th. Populäre und praktische Theologie. 5te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Desselben 2ter Theil, enthaltend Homiletik, Pastoralwissenschaft und Liturgik. 5te verb. Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungs-Anstalten. 6te mit Uebungen der Andacht vermehrte Auflage. 8. 12 Gr.

Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen, am Morgen und Abend, an Communiontagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten. 8. 4 Gr.

Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christlichen Predigtamts. gr. 8. 14 Gr.

Leitfaden der Pädagogik und Didaktik. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, für künftige Hauslehrer und Schulmänner. gr. 8. 8 Gr.

Zuschrift an Theologie-Studirende, über die Vorbereitung zum theologischen Examen und die Benutzung der Candidatenjahre. Nebst einem Abdruck der neuesten Instruction der Consistorien über die theol. Prüfungen in sämmtlichen Preuß. Landen. 8. 8 Gr.

Reden an Jünglinge über religiöse und moralische Gegenstände. Gehalten vor den Zöglingen des königl. Pädagogiums. Verm. Aufl. 8. 12 Gr.

Vollständige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königl. Pädagogiums zu Halle. Nebst einer Geschichte desselben in seinem ersten Jahrhundert. gr. 8. 10 Gr.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Niemeyer, August Hermann,

Feyerstunden während des Krieges Versuche über die religiöse Ansicht der Zeitbegebenheiten

Bd.: 1. Sammlung

Halle ; Berlin (1809)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1180 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278676-7